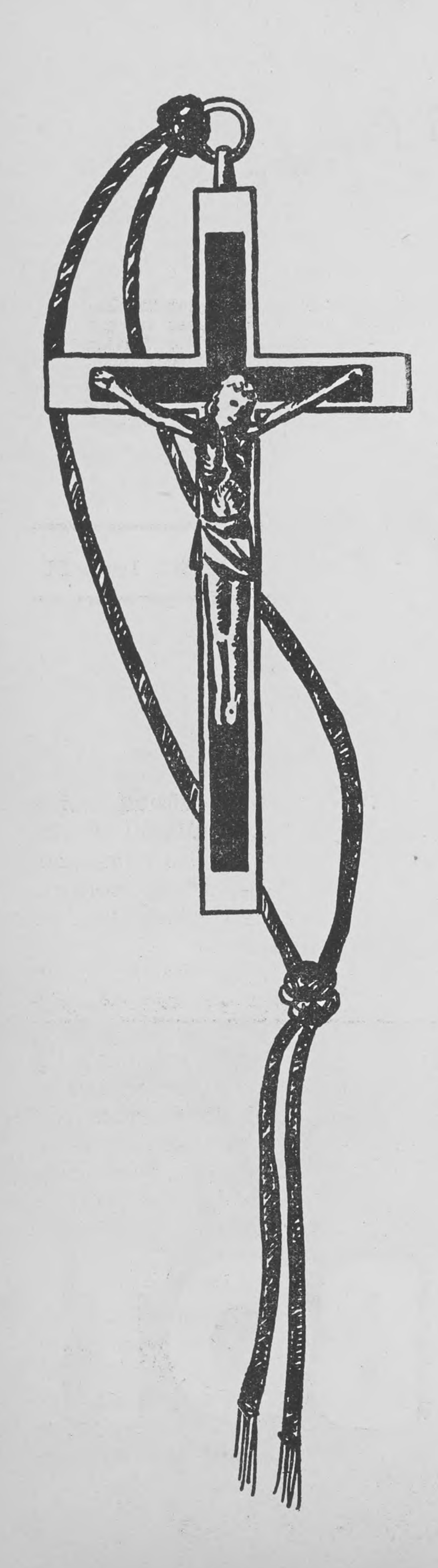
Juli-August
1952



DER MARIENBOTE



Aus der Oblatenwelt

Rom — Der Generalobere der Oblaten unternahm dieses Jahr eine Reise nach Afrika, um fünf von Oblaten geleiteten afrikanische Diözesen und ein Oblaten-Missionsvikariat zu besuchen. Unsere Missionare arbeiten in Süd – und in Zentralafrika. Zwei der Südafrikanischen Diözesen sind von deutschen Oblatenerzbischöfen geleitet. Als Abschluß der Afrikareise hat unser Generalobere im Sinn, am Marianischen Kongreß teilzunehmen, der aus Anlaß der Ankunft der Oblaten in Südafrika vor hundert Jahre von den Katholiken der Südafrikanischen Union gefeiert wird.

Der Heilige Vater hat im Februar d. J. wieder einmal einen einheimischen afrikanschen Priester zur Würde des Bischofsamtes erhoben. Der neue „schwarze" Bischof, Ludwig Bigirumwani, ist am 22. Dezember 1904 in Afrika geboren. Nachdem er zuerst Kaplan gewesen war, wurde er 1930 zum Missionsleiter ernannt. Bischof Bigirumwani gehörte zum Stamm der „Mutusi" und ist als guter Prediger bekannt.

Afrika — Im Jahre 1950/51 hat die Zahl der Katholiken in Afrika um 648,328 zugenommen. Leider hält die Zahl der einheimischen Seminaristen mit dieser Entwicklung nicht Schritt, sie ist sogar von 1255 auf 1248 gefallen. Gewiß, für ganz Afrika macht es nur 7 Seminaristen weniger aus, aber in Zentralafrika, wo bisher die meisten Berufe waren, ist die Zahl von 537 auf 513 zurückgegangen. Die Ursache kann nicht etwa nachlassender Eifer der Missionare oder sonst eineMangelerscheinung im Missionsleben sein, sonst wäre nicht die Zahl der Katholiken um eine halb Million gestiegen. Grund scheint zu sein, daß die zur Kultivierung eingesetzten Organisationen – die im Anschluß an Punkt 4. des Trumansplans in Afrika sehr rege geworden sind – fähige Angestellte und Beamte suchen. Sie finden sie unter den Schülern der Missionsanstalten.

Battleford — Unsere Seminaristen sind in ihr Sommerlager nördlich von Goodsoil gezogen. Seit vorigem Jahre haben wir uns dort auf einer schönen, einsamen Insel Land gemietet, auf der von nun ab die Scholastikerferien verbracht werden sollen. Vor Ostern bereits begannen unsere Seminaristen mit einer Sammlung unter ihren Familienangehörigen und Freunden. Mit dem ihnen geschenkten Gelde bauen sie nun diesen Sommer auf ihrer Insel ein Waldkapellchen, einen Speise-und Erholungssaal und die notwendigen kleinen Wohnhütten. Da unsere Seminaristen während der großen Sommerferien in der Klosterfamilie verbleiben müssen, ist so ein Sommerheim für sie von größter Wichtigkeit. Nach anstrengendem Studium hier in Battleford müssen sie wenigstens einmal im Jahre in eine andere Gegend, um sich gut zu erholen und frische Kräfte fürs Weitere zu sammeln. Unsere Oblatenmissionare müssen von bester Gesundheit sein, wenn sie das Seminar verlassen, um mit der Arbeit im Weinberge Gottes zu beginnen.

Der Marienbote



Monatsschrift für die katolische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press“ Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

20. Jahrgang | 15. Juli 1952, Battleford, Sask. | No. 10 u. 11

Dies und Das

An unsere Neukanadier

Viele unserer deutschsprechenden katholischen Neukanadier leben nun schon seit einiger Zeit in ihrer neuen Heimat. Mit staunenden, manchmal auch mit etwas verärgerten Augen schauen sie sich ihre Umgebung an. Viel zu vieles ist hier ganz anders, als es drüben gewesen ist. Angefangen vom Wetter bis zu den aufgekrämpelten Hosen, in denen hier die jungen Mädchen auf der Straße herumlaufen. Ganz anders ist hier der Geschmack, sich Wohnungen einzurichten, Gemütlichkeit zu pflegen, Radioprogramme aufzubauen, zu kochen, sich zu kleiden und auch zu politisieren.

Viel echt katholischen und viel echt deutschen Mut wird man brauchen, hier in der Fremde Fuß zu fassen und Land und Leute so richtig lieben zu lernen.

Seit Anfang des Jahrhunderts kommen immer wieder deutschsprechende Katholiken aus Europa nach Kanada. Seit Anfang des Jahrhunderts sind auch wir Oblatenpatres von der Unbefleckten Jungfrau Maria mit der Seelsorge unter den deutschsprechenden Einwanderern unseres Landes betraut. Wir selbst haben größtenteils vor langen Jahren die liebe alte Heimat verlassen, um hier unter den katholischen Deuschen helfend zu wirken. Wir kamen als Priester, denn Gott ist ja doch überall, wohin unsere Leute auch ziehen mögen. Überall ist Er, schon lange bevor wir ankommen. Wo immer wir sind, Gott ist schon lange dort, auf uns wartend, um uns segnen und um unsere Geschicke leiten zu können.

Vieles mag hier in der neuen Heimat fremd sein, Gott ist jedoch nie fremd! Er ist der einzige Bekannte, der alte Freund, der liebste Freund, den wir in der alten Heimat hatten. Hoch und heilig war Er unseren Vorvätern. Heute noch bewundert die Welt, was der Christengeist Deutschlands, was der katholische Glaube unserer Vorväter an Kulturwerken hervorgebracht. Wohl hat der letzte Krieg viele Bauwerke des christlich-katholischen Deutschlands zerstört. Was in Stein geformt, läßt sich jedoch wieder in Stein bilden, solange nur der warme, der glühende, der glaubende, gottfreudige Geist noch am Leben ist, der diese Formen erdacht, der sie dem Himmel betend abgesehen und liebend nachgestaltet hat.

Viele Bauwerke hat man uns zerschlagen. Unberührt von Bomben und Haß blieben die christlichen Kunstwerke deutscher Musik und deutscher Dichtung. Geistiges läßt sich eben nicht durch die Kraft der Faust vernichten. Es kann nur – vom Geiste selbst zerstört werden!

Und hier sind wir an den wundesten Punkt des christlichen Kulturlebens der Gegenwart gelangt. Wohl rühmt sich heute der Deutsche immer noch seiner hohen Kultur. Fragen wir uns jedoch einmal: Verstehen wir noch die Hintergründe, die tiefsten Tiefen des Geistes unserer christlichen Dichtkunst und der christlich durchwehten Musikwerke? Daß wir uns der Sprache und der Harmonien unserer großen Meister erfreuen zeigt wohl, daß wir immer noch Schöngeister sind. Menschen, die Geschmack für das Schöne haben. Unsere Meister waren jedoch viel mehr als nur Schöngeister. Nie wäre ein Musikkunstwerk wie der „Messias" oder wie die Beethovenmesse zustande gekommen, wenn der schaffende Meister nicht jene Gluten der Freude am Göttlichen in sich empfunden hätte, die nur er in seinem Werken auszudrücken vermochte.

Wir haben heute, was nicht wir, sondern was andere erschufen. Wollen wir uns ihnen gleich stellen an Kulturtiefe und Kulturhöhe, dann dürfen wir nicht nur genießen, was sie uns hinterlassen, dann müssen wir auch den Geist der christlichen Seelensprache zu meistern erlernen, in dem sie zu uns reden wollten, als sie ihre Werke schufen. Unsere Meister wußten, daß Kultur nicht dort ist, wo man intelligent, wissenschaftlich, technisch, kunstgeschichtlich, philosophisch und geschäftlich denkt und redet, sondern da, wo man alles das kann und dazu noch christlich-sittlich denkt und edel und schön und – gottähnlich!

Wo man seines Gottes nicht gedenkt, hat man sich von dieser Kultur bereits losgerissen. Alle großen Worte sind da nur Phrasen, die über die Wirklichkeit einer großen Kulturleere hinwegzutäuschen suchen. Man schmückt sich mit Federn, die einem nicht gehören. Man redet von großen „Kulturwerken", die unser Volk gebaut, vergißt jedoch zu sagen, daß es unsere Vorväter waren, die diese Dinge erschaffen, während wir uns innerlich schon längst jenem Geiste angeschlossen haben, der dieser Kulturwerke ewiger Feind ist

Unsere Kulturbauer waren Menschen des Geistes und des Übernatürlichen. Jeder Materialismus der Sitten und der Lebensauffassung war ihnen verhaßt.

Können wir das noch von uns sagen? Haben wir noch etwas von jenem Opfergeist, den unsere Vorväter glattweg „Nachfolge des gekreuzigten Christus" nannten? So etwas klingt uns Heutigen doch etwas zu „unmodern." So etwas schieben wir zurück ins „dunkle Mittelalter." Wir sind eben „moderne Menschen" und „Kulturmenschen", hoch erhaben und hoch über alle „Finsternisse" jenes Mittelalters gebildet! Zugleicher Zeit können wir uns aber nicht genug der Werke jener Männer des „dunklen Mittelalters" brüsten! Scheinen nicht einmal zu merken, daß selbst unsere viel spätere klassische und romantische Dicht- und Musikkunst nichts weiter sein wollte als eine Rückkehr zum Geiste des „dunklen Mittelalters", das da von der Nachfolge des Gekreuzigten sprach!

In eine ganz neue Welt ist der Neueinwanderer nun gekommen. Nun heißt es auf eigenen Füßen zu stehn nnd zu zeigen, was man ist. Wir reden viel von Sachen, die „drüben" sind, und von den „miserablen Dingen", die man hier zu sehen bekommt und die man hier erleben muß. Vergleichen kann jeder, besonders kritisierend vergleichen. Reden sei Silber, sagt man, und Schweigen Gold. Viel bemerkt man von diesem Silber. Wo aber ist der goldene Mensch, der nicht redet, was hüben ist und was drüben, sondern zeigt, wie und was und wer er ist? Man schätzt den Menschen nach seinen Werken, genau so wie man die Kultur der Heimat unserer Vorväter im Auslande nur ihrer Werke wegen achtet und schätzt, sei es nun gerade Krieg oder nicht. Wir müssen Kultur zeigen, nicht nur von Kultur reden!

Haben wir uns die große Lehre unserer Meister mit in die neue Heimat genommen? Der Glaube an Jesus Christus und das Leben ganz nach Seinen Gesetzen, das ist der letzte Urgrund unserer Kultur. Das ist die Sprache, in der die großen Meister unserer deutschen Heimat heute noch zu uns reden. Eine Sprache, die jeder verstehen und die jeder erlernen kann, ob gebildet oder ungebildet. Sie redet ganz einfach davon, seinen Gott nicht zu vergessen und seinem Glaubensbekenntnisse treu zu bleiben bis zum Ende. Treu nicht nur in Worten, sondern in Taten. Gottes Haus, die Kirche, ist überall zu finden. Und wer diesem Hause dient, der wird bald merken, worum es in der Religion eigentlich geht. Religion ist nicht nur ein Buch von Gesetzen; Religion ist nicht einfach eine Tafel, beschrieben mit vielen „Das darfst du" und „das ist dir verboten", Religion ist vor allem Leben. Ein ganz neues Leben des Geistes und der Seele in einer Welt, die schöner, die ehrlicher, die reiner, viel menschlicher und viel erhabener ist als alles, was das „Ich" des

Menschen sich erdenken und sich erbauen kann. Religion ist die Teilnahme des Menschen am Göttlichen. Was unser schlichtes Volk in seinen Heiligenstatuen auszudrücken sucht, dieses Glauben, daß Gott und Mensch Freund sein können und Freundschaft schließen müssen; daß Gott sich nicht den Menschen anzupassen hat, sondern, daß der Mensch göttlich ehrlich und göttlich rein an Gewissen, an Seele und an Liebe werden muß: Das ist Religion.

Sie ist die Kunst der Künste und die Kultur aller Kulturen!

Mag hierzulande auch alles anders sein: Unsere Religion ist hier. Ganz so wie sie vom Urchristentum gepflegt, wie sie die großen Künstler und Heiligen des Mittelalters begeistert, wie sie die deutsche Dichtkunst und Musik späterer Jahrhunderte durchseelt, ist sie auch hier zu finden.

Suchen wir unseren Gott, und wir werden Reichtümer finden. Dienen wir unserem Gott hier in der Fremde: Niemand anders wird uns so großmütig beistehen in den Stunden der Not und in den Stunden des Reiferwerdens wie Er, unser bester Freund, der – liebe Gott.

– Der Schriftleiter

Die Muttergottes hat viel zu tun

Die Muttergottes hat viel zu tun.
Sie kann bei Tag und Nacht nicht ruhn.
Sie wandert hin durch Dorf und Stadt,
wo man verlass'ne Kranke hat.
Und tritt sie in ein Zimmer hinein,
steht es im goldenen Sonnenschein,
da mischt sich mit der matten Luft
von Lilien und Rosen ein milder Duft.
Wenn eine heiße Stirn sie streicht,
dann wird die schwerste Krankheit leicht.
Wo eine Mutter bitter weint,
weil sie ihr Kind verloren meint,
Maria hilft mit weicher Hand.
Ihre Liebe kennt kein Vaterland.

F. J. Koch.

Nach den Flitterwochen kommen die Zitterwochen

* * *

Die da viele unterweisen im Rechten, die werden wie die Sterne leuchten von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Reiche Herzen erleben viel in kurzer Zeit.

* * *

Die Ringenden sind die Lebendigen.

50 Jahre Oblate



Am 15. August 1902 legte der junge Oblatenseminarist Konrad Meyer im Oblatenkloster St. Gerlach, Deutschland, seine ersten Ordensglübde in Marias Hände. Ein Jahr nach seiner Priesterweihe (1907) sandten ihn seine Oberen nach Kanada. Im Jahre 1908 begann er in Calgary, und später in Lethbridge, Alta., zu arbeiten. Von 1914 bis 1923 wirkte Pater Mayer in der Erziehung junger Knaben zum Priestertum. Er war Lehrer am St. Johanneskolleg zu Edmonton. Seine Sommerferien verbrachte er immer sehr gern in der weiten Prärie Westsaskatchewans, wo sich damals unsere große St. Josephskolonie um Macklin und um Tramping Lake herum zu entwickeln begann.

Von 1923 an durfte Pater Meyer O.M.J. in der Kolonie bleiben. Er wurde zum ersten Pfarrer der damals selbstständig gewordenen St. Peters' und St. Donatus Gemeinden ernannt. Fünfundzwanzig Jahre später saß der Schriftleiter an dem inzwischen ziemlich wacklig gewordenen Tisch des Speisezimmers von St. Peter, den Pater Meyer seiner Zeit angeschafft hatte. Pater Meyer blieb bis 1927 in St. Peter. Darauf wurde er zum Prokurator der eben gegründeten St. Marienprovinz ernannt. Bis 1930 blieb Pater Meyer in St. Charles, Manitoba, und im Provinzialhaus zu Regina. Daraufhin wurde er wieder Pfarrer, und zwar in Fox Valley, in der weiten Prärie des Prelater Landes. Von dort kam Pater Mayer nach vier Jahren wieder zurück in die St. Josephskolonie. Er wurde Pfarrer von Revenue, und 1942 Pfarrer der St. Heinrichsgemeinde zu Salvador wie auch Distriktsoberer der Oblaten des Macklinkreises.

Dort, im stillen Pfarrhaus von Salvador, lebt nun unser guter Pater Konrad Meyer O.M.J., und dort wird er am 15. August das goldene Jubiläum seiner Ordensglübde begehen.

Die Leute sagen, Oblaten haben „strenge Päter" und — arg gute Päter." Pater Mayer gehört ganz gewiß zu den „arg guten Pätern", zu den väterlichen Priestern, die immer nur still lächeln und deren Lächeln Segnen ist. Leicht hat er es während seines langen Missionslebens nicht gehabt. Auch er hat die Prärie mit ihren harten Wettern und harten Menschen zu spüren bekommen. Des Priesters Kreuz ist immer hart. Ohne diese Härte — wäre das Priesterleben leer. Pater Meyer's Leben blieb nicht leer. Nie hatten ihm die Ärzte ein langes Leben versprochen. Und doch gab ihm der Herr ein Leben, das heute schon 71 Jahre zählt. Immer noch steht unser Jubilar im Dienst, treu seinem Gott, treu seinem Oblatenkreuz, und treu seine Pflichten erfüllend, die der Ordensgehorsam ihm auferlegt.

Ehrfurchtsvoll entbietet der Marienbote dem hochwürdigen Jubilar seine bestgemeinten Glück — und Segenswünsche.

Von der Gewalt, die alle Wesen bindet, befreit der Mensch sich, der sich überwindet.

* * *

Es steigt der Mut mit der Gelegenheit.

An Gottessegen ist alles gelegen

Bittwoche heißen in unserer Liturgie die Tage vor Christi Himmelfahrt. Seit vielen Jahrhunderten hat sich im katholisch-religiösen Leben der Brauch eingeführt, an diesen Tagen vor Christi Himmelfahrt Bittprozessionen zu halten. Der Segen des Schöpfers, der göttlichen Liebe soll auf alle Menschenarbeit herabgerufen werden, auf alle Felder und Fluren, auf denen uns das tägliche Brot heranwächst und reift in diesen folgenden Monaten.

Es ist wirklich etwas Großes, Erhabenes um dieses Wallfahrten der Menschen, die sich doch trotz aller Fortschritte der Technik und Wissenschaft immer wieder zu tiefst abhängig wissen von einem Höheren und Höchsten. Ein heiliges Wandern und Pilgern geht an diesen Bittagen in allen katholischen Landen vor sich. Etwas wundersam Ergreifendes ist es um dieses gemeinschaftliche Beten und Singen. Ein weltumfassendes Bekenntnis zum christlichen Glauben. „An Gottes Segen ist alles gelegen!"

Und wäre von dieser weisen, gläubigen Auffassung aller irdischen Arbeit, daß sie des Segens Gottes bedarf, noch etwas mehr im modernen Arbeits- und Fabrikleben, so wäre mehr Seele in all dem wuchtigen Schaffen, mehr Sinn und Segen, und nicht soviel Bitterkeit, Haß und Öde. Der fromme Landmann und Arbeiter, der in Gottes Namen Saat und Arbeit beginnt, gibt doch damit seinem harten Lebensdienst eine Weihe und Würde, er gibt die Würze des Göttlichen mit hinein. Und diese höhere Auffassung seines Schaffens gibt dem gläubigen Menschen einen höheren Schwung, gibt ihm mehr Freude, Mut und Kraft. Es gibt noch genug katholisch-gläubige Familien, bei denen ihr ganzes Tagesleben immer wieder irgendwie mit Gott verbunden wird: Gehen sie aus der Stube, nehmen sie das Weihwasser; gehen die Kinder zur Ruhe, so geben Vater und Mutter ihnen das Weihwasser mit dem Segen. Als schönsten Gruß haben wir in katholischen Gegenden noch herzliche „Grüß Gott!" und „Behüt' Gott!" Es gibt für gläubige Katholiken keinen Zufall, sondern alles ist Schickung Gottes, und für Prüfungen des Lebens haben wir die tiefsinnige Bezeichnung: Heimsuchung Gottes.

Und sprechen wir Dank für etwas aus, so gebrauchen wir das inhaltsvolle „Vergelt's Gott!", und zum Almosen wünschen wir noch: „Gott segne es!" Und sprechen wir von Verstorbenen, so setzen wir noch hinzu: „Gott hab' ihn selig", „Tröst' ihn Gott!" Ist das nicht ein wunderbar erhabenes Verwobensein unseres Daseins mit segnenden Gedanken an Gott? Mit hundert Fäden der Gottverbundenheit hängt solch gläubigfrommes Erdenleben mit der höheren Welt zusammen.

Weil unser Leben in der modernen Zeit soviel sich verweltlicht hat, eben darum hat es eine arge Entleerung erfahren, ist es für so viele so öde und freudlos geworden.

Ein geistvoller Schriftsteller unserer Tage hat diese Verweltlichung unseres ganzen Alltagslebens auf das bitterste beklagt. Er hat hingewiesen darauf welch reiche, edle und wahre Seelenkultur in diesen vorhin erwähnten katholischen Lebensgebräuchen gelegen ist.

Diese von Toren manchmal verächtlich „Äußerlichkeiten", „Kleinigkeiten" genannten heiligen Bräuche — sie kommen doch aus einer gewissen Innerlichkeit! Nur wer im Geringfügigsten treu ist,

---

Vor der Ernte

Es reift die Saat der Sichel rasch entgegen.
Das Halmenmeer durchrinnt geheimes Regen
Wie Todesnot. Schon neigen all die Ähren
Sich körnerschwer, wie wenn sie müde wären,
Zum Schlaf, und weithin waltet in der Runde
Der fromme Frieden einer Sterbestunde.
Und rasch, wie rings im Feld der Erntesegen,
So reift der Mensch dem Schnitter Tod entgegen.

Alwin Reinke.

wird auch in allem übrigen treu sein.

In den Alpen verunglückte vor vielen Jahren ein bekannter Münchener Universitätsprofessor. Er war kein Priester, trug aber stets das Neue Testament bei sich. Als man seine Leiche fand und das heilige Büchlein bei ihm, sah man die Lukasstelle angestrichen, die den Sinn hat: „Wer viel hat, von dem wird viel gefordert werden" (Lukas 19, 26). Als wir Kinder unserer Kirche werden durften, ist uns ein großer geistiger Besitz zuteil geworden in all den vielen Gnaden und Anregungen, womit die Kirche unser Leben immer heiligen will. Viel ward uns als Katholiken gegeben, viel wird von uns gefordert!

„Wenn ihr den Vater um etwas bitten werdet in meinem Namen, so wird er es euch geben" (Joh. 16, 23). Ausdrücklich fordert uns also der Heiland zum Bitten auf, zum vertrauensvollen, demütigen Bitten. „Suchet, und ihr werdet finden, klopfet an, und es wird euch aufgetan werden" (Lukas 11, 9).
So vergessen wir alle in Stadt und Land nicht jenes Psalmenwort vom vergeblichen Bauen der Bauleute, wenn der Herr nicht baut.

An Gottes Segen ist alles gelegen!

Vor Menschen ein Adler,
vor Gott ein Wurm,
So stehst du fest im Lebenssturm;
Nur wer vor Gott sich fühlet klein,
Kann vor den Menschen
mächtig sein.

E. M. Arndt

---Gott wird weiter sorgen!

Von Josef Benning O.M.J.

Der Volksmund sagt: Katzen fallen immer auf die Pfoten. Seidem ich eine mit zerbrochenem Rückgrad und blutendem Kopf tot auf dem Straßenpflaster liegen sah, glaube ich nicht mehr daran. Aber es mag doch wohl stimmen, daß sich bei diesen Tieren Geschicklichkeit und Glück in ungewöhnlichem Maße paaren.

Edmund war keine Katze, sondern ein Klosterschüler. Ob er sich im Kreise seiner Geschwister und Kameraden manchmal katzig zeigte, mochte ich nicht erfragen. Edmund war keine Katze. Er verriet auch nicht immer besonderes Geschick. Im Unterricht fand er viel zu oft die falschen Antworten, und wenn er etwas ausgefressen hatte, kam es meistens heraus. Und Glück? Doch laßt mich erzählen.

Die Sommerferien waren wieder einmal vorbei, und Edmund hatte von daheim Abschied genommen. Er stand mit seinen beiden Freunden Richard und Alex, die aus demselben Dorf stammten und mit ihm dem gleichen Ziel zufuhren, im Seitengang des D-Zugwagens. Im Abteil nebenan waren zwar noch drei Plätze frei, aber es hatte keinen Zweck, sich zu setzen; denn bald würden Reisende zusteigen und dann müßten sie, die Jungen, doch den Platz räumen. So standen sie nebeneinander und drückten die Nasen an die Fensterscheibe. Von der herrlichen Landschaft in der Morgensonne sahen sie nicht viel. Ihre Gedanken waren daheim. Komisch, sagte sich Edmund, seine Schwester Käthe hatte gestern noch empört erklärt, sie könne die Stunde kaum abwarten, da er wieder fortmüsse und es wieder Ruhe im Hause gäbe. Das hatte sie gesagt, als er ihr mutwillig die Stricknadeln aus der Handarbeit gezogen. Und heute morgen beim Abschied hatte sie sogar geweint. Überhaupt, wenn er an die Ferien zurückdachte, wurde ihm so seltsam zumute. Hätte er nicht am vergangenen Sonntag zu Hause bleiben müssen, anstatt auf den Fußballplatz zu gehen? Die Mutter hatte doch darum gebeten. Wenn er jetzt noch daheim sein könnte. . . Soeben beim Abschied hätte er sich dafür entschuldigen sollen. Er wollte es auch, aber dann hatte er sich doch richtig steif und tollpatschig angestellt. Sich selbst ohrfeigen möchte er jetzt. – Warum waren bloß der Richard und der Alex neben ihm so still? Die standen da, als ob sie eine Lateinarbeit verbaut hätten.

„Du", sprach schließlich Richard mit belegter Stimme und stieß den Edmund in die Rippen, „es ist so schwül hier, ob wir das Fenster mal ein wenig aufmachen?" Als er sich fragend umschaute, meldete sich eine tiefe Männerstimme: „Ja, Junge, mach doch mal das Fenster auf; es ist ja hier eine Luft zum Umfallen." – „Das kommt von dem penetranten Gestank ihrer Pfeife", keifte eine Dame.

„Gut rasiert, schlecht gelaunt", stellte Edmund in Gedanken fest. Er meinte damit die aufgebrachte Frau, deren Augenbrauen durch den Rasierapparat strenge Grenzen gewiesen waren. Aber er hütete sich, etwas zu sagen; denn er dachte an den Vater, der ihm für eine solche Bemerkung eine Ohrfeige gegeben hätte. Er hätte auch nichts sagen können; denn schon lief eine Schallplatte ab, an der alles dran und drauf war. Selbst das Gekläffe eines Hundes fehlte nicht, der seine Herrin – die besagte Dame – nach Kräften unterstützte.

„So, Junge, nun mach das Fenster auf", sagte der Mann mit der tiefen Stimme. Edmund tat es, das heißt er wollte es tun. Wie es kam, wußte eigentlich niemand genau. Jedenfalls der erste, den der frische Luftzug schnappte, war Edmunds Ellenbogen, der durch die zerbrochene Fensterscheibe ins Freie lugte. Stille. Der Schaffner kommt: „Wer hat die Fensterscheibe eingeschlagen?" – „Ich", meldet sich der Übeltäter. „Aber ich konnte nichts dafür." – „Das kennen wir. Fünfzig Mark Strafe." – „Ich habe nicht soviel Geld." – „Auf der nächsten Station wirst du bezahlen, oder . . ." – „Er konnte wirklich nichts dafür", greifen die Mitreisenden ein. „Wir hatten ihn gebeten, das Fenster zu öffnen, und da . . ." – „Ich habe meine Dienstvorschriften. Die Fahrkarten bitte!" Der Schaffner geht. Stille. „Wir helfen dir", sagte Richard und zieht seine Geldbörse. Auch Alex gibt seine paar Mark. Edmund legt alles zusammen. „7.35 Mark", stellt er resigniert fest.

Inzwischen hat der Mann mit der tiefen Stimme seine Pfeife forgesteckt, obwohl die Dame mit dem Hündchen längst fortgegangen ist. „Leute", fordert er die Mitreisenden auf, „Ihr wißt alle, daß der Kleine unschuldig ist. Wir müssen ihm helfen. Wenn der Schaffner nur seine Dienstvorschriften kennt, sollen wir ihm zeigen, daß wir noch um einen anderen Dienst wissen." Damit zieht er seine Mütze und hält sie allen, die Augen- und Ohrenzeugen waren vor. Dann wendet er sich an Edmund: „Hier hast du das Geld."

Der zählt: siebzig Mark. „Das ist zuviel, ich brauche nur fünfzig Mark." – „Behalte es erst einmal, bis du bezahlt hast", meinen die Spender. Die nächste Station. Es geschieht nichts. Keine Polizei. Keine Handschellen, wie sich Edmund das schon ausgemalt hatte.. Der Zug fährt wieder. Der Schaffner kommt: „Zugestiegene, bitte die Fahrkarte!" Der kleine Sünder meldet sich: „Hier ist das Geld für die Fensterscheibe."

Der Mann in der Eisenbahnuniform schaut dem Jungen in die Augen. Er erinnert sich, daß in Deutschland mehr in die Brüche gegangen ist als eine Glasscheibe. Und er weiß, daß er in diesem ehrlichen Kerl nichts zerbrechen darf. „Konntest du wirklich nichts dafür."

„Nein. Wirklich nicht."

„Gut, dann behalte dein Geld. Die Sache ist erledigt." Stille. Der Schaffner ist gegangen. Edmund sucht den Mann mit der tiefen Stimme, der seine Mütze rundgereicht: „Hier ist das Geld zurück." Der Angeredete zögert. Dann fragt er, während alle im Umkreis zuhören: „Wie weit mußt du noch fahren?" – „Ich werde kurz nach fünf Uhr am Ziel sein." – Wo ist das?" – „B. in Westfalen." – „Was willst du dort?" – „Ich gehe da auf die Schule, Klosterschule." – „Willst du Pater werden?" – Ja, Pater, Missionar." – „Was ist denn dein Vater?" – „Arbeitslos. Schwerkriegsverletzter."

Pause. Der Mann mit der tiefen Stimme räuspert sich: –Ich will kein Geld zurück."

Lobt den Herrn!

Lobt den Herrn ihr Wesen alle,
All' ihr Werke seiner Hände,
Lobt den Herrn, denn Er ist mächtig,
Gütig ist er ohne Ende.

Lobt den Herrn, ihr Wind und Wolken,
Donner, Blitz und Regengüsse;
Lobt den Herrn, ihr großen Meere,
All' ihr Brunnen, all' ihr Flüsse.

Lobt den Herrn, ihr Menschenkinder,
Von Geschlechte zu Geschlechte,
Vom Aufgang bis zum Niedergange,
All ihr Könige und Knechte.

F. W. Weber.

„Danke schön“, erwidert Edmund und weiß nicht, ob er noch mehr sagen müßte. Das Dankeschön mußte er noch mehrmals wiederholen; denn auch die andern wollten ihr Geld nicht wiederhaben.

Als die drei Jungen am Nachmittag in der Klosterschule anlangten, brachte Edmund sein Geld sofort zum P. Ökonom. Der staunte: „Hat dein Vater Arbeit gefunden?“ – „Nein, aber . . . und dann fing der Kleine an zu erzählen. Der P. Ökonom, der ein gutes Herz hatte und auf einen sorgenden Gott vertraute, sagte am Schluß: „Siehst du, mein Lieber? Deus providebit!“ – „Gott wird weiter sorgen“, übersetzte Edmund; denn er hatte in Latein die Note gut.

Identität

„Es wird um Auskunft gebeten, ob der in Ihrem Ort wohnhafte Willy Lobesam mit einem Wilhelm Lobesam identisch ist“, stand in dem Brief des Landratsamtes an einen Bürgermeister im Kreise Ansbach. Die Antwort lautete: „In unserem Dorf wohnt ein Willy Lobesam. Er ist Arbeiter im Sägewerk. Dann wohnt da noch ein Wilhelm Lobesam, von Beruf Landarbeiter. Ob sie identisch sind, weiß ich nicht, da sie aber alle beide große Säufer sind, ist ihnen alles zuzutrauen.“

* * *

Wenn man nur klügelt,
Ist man nicht klug.
Grillparzer

* * *

Liegt dir Gestern klar und offen,
Wirst du Heute kräftig sein,
Kannst du auf ein Morgen hoffen,
Das nicht minder glücklich sei.
Goethe

Du bist voll der Gnaden

Was sind alle Taten der Menschen gegen ein reines, göttlichschönes Herz? Und ein reineres, von Gott durchstrahlteres Herz als das der Maria hat es noch nie gegeben. Den und die und jene Heilige hat der Papst heilig gesprochen, – Maria ist aber heilig gesprochen von Gott selber, und zwar nicht erst nach ihrem Tod, – der Engel verkündete es im Auftrag Gottes: „du bist voll der Gnade.“

Sind andere Heilige auch voll der Gnade gewesen gegen ihr Ende zu, so war Maria schon im Anfang ihres Lebens voll der Gnade. Und was sonderbar zu sagen ist: sie war noch mehr als voll der Gnade.

An Maria hat Gott gezeigt, daß er einer Seele voll Unschuld und Heiligkeit und aller erdenklichen Gnaden doch noch eine Gnade zusetzen könne, an die kein Mensch je von selber gedacht hätte: Gott hat sie zur Mutter seines Sohnes auserlesen; darum ist sie voll der Gnade auf eine Art, wie kein Heiliger auf Erden und kein Engel im Himmel je gewesen ist.

Nun, das wäre gut, deshalb ist unter denen, welche Christen sein wollen, kein besonderer Streit. Aber da hat vor einigen Jahren der Papst zu Rom einen neuen Glaubensartikel in die Welt hinausverkündigt, nämlich: Maria ist ohne Flecken der Erbsünde empfangen. Das will ich euch so erklären:

Die Eva ist ganz anders auf die Welt gekommen, als ich und du. Erstens hat sie keinen Vater und keine Mutter gehabt, und zweitens hat sie keine Sünde auf die Welt gebracht, sondern eine reine, unschuldige Seele. Maria ist in einem Stück der Eva nicht gleich gewesen; denn Maria hat Vater und Mutter gehabt wie andere Menschenkinder auch; hingegen ist Maria darin der Eva gleich gewesen, daß auch ihr Seele vom Augenblicke an, wo sie erschaffen worden ist, ganz rein von Sünden blieb, daß heißt: Maria ist ohne Flecken der Erbsünde empfangen. Davon steht aber kein Wort in der Heiligen Schrift, sagen solche, welche alles schwarz auf weiß in der Bibel lesen wollen. Ich sage hingegen: Freilich steht etwas davon in der Heilign Schrift. Dort heißt es, wir seien von Natur Kinder des Zornes, weil wir schon in der Sünde empfangen werden. Deshalb werden auch neugeborene Kinder schon getauft, damit die Befleckung ihrer Seele und das Mißfallen Gottes hinweggenommen wird. Zu der Maria hat aber der Engel gesagt: Du bist voll der Gnade. So kann man doch nicht zu einer sündigen Seele, zu einem Kinde des Zorns sagen. Wenn die, von welcher der Erlöser kam, nicht einmal die Gnade gehabt hätte, welche Eva, von welcher die Sünde in die Welt kam, bei der Erschaffung hatte, oder die wir in der Taufe bekommen, nämlich eine unbefleckte, reine Seele, so wäre sie doch wahrhaftig nicht voll der Gnade gewesen.

Es ist nach göttlicher Anordnung nicht erlaubt, das heilige Abendmahl, den Leib des Herren, einem Menschen zu reichen, der nicht vorerst von der Erbsünde gereinigt oder getauft ist: wird nun

der heilige Gott selber mit seinem ganzen Wesen in eine Person eingehen, um von ihr menschliche Natur, Fleisch und Blut anzunehmen, wenn diese Person von der Sünde befleckt ist? Gewiß nicht. Das ist aber kein größeres Wunder, wenn Gott sie gleich im Beginn ihres Daseins von der Erbsünde ausgenommen hat, als was alle Tage geschieht: daß an den Kindern die Erbsünde durch die Taufe hinweggenommen wird.

Weil mit Maria der Sieg über den Teufel seinen Anfang nahm, so wird sie abgebildet eine Schlange unter den Füßen. Und wie bei uns gute Katholiken einander grüßen mit dem Spruch: „Gelobt sei Jesus Christus! In Ewigkeit, Amen", so grüßen die bestkatholischen Spanier schon seit alten Zeiten einander mit dem Guß: Ave Maria, gegrüßt sei Maria, sine peccado concebida, ohne Erbsünde empfangen!

Zu was sagen wir aber so oft: Du bist voll der Gnade? Der Engel hat es zu ihr gesagt, weil sie so demütig war, daß sie gar nie gedacht hat, als sei etwas Besonderes an ihr. Und wir sagen es, um eine schöne süße Tugend zu üben, die Freude an den Gnaden anderer. Wie unendlich schön ist das Auge eines Kindes, wenn es mit Freude ansieht, wie einem anderen Kinde etwas geschenkt wird! Und das macht uns auch schön vor Gott, wenn wir von Herzen uns freuen und von Herzen und in Freude es sprechen, daß Maria voll der Gnade ist.

Ein wildes Roß ist's Leben,
Die Hufe Funken geben,
Wer's ehrlich wagt, bezwingt es,
Und wo es tritt, da klinge es!

v. Eichendorff

Was Gott, von dem alle Vaterschaft herkommt, im großen, das ist der christliche Hausvater im kleinen in seinem Hause; in seiner Familie ist er Gehilfe und Stellvertreter des großen Hausvaters im Welthaushalte und hat dieselben Rechte und Pflichten im kleinen, die unser Herrgott in seinem großen Hause übt. Er hat als Vater den Beruf, für Leib und Seele seiner Hausgenossen, Frau, Kinder und Gesinde, ebenso gewissenhaft zu sorgen, wie unser Herrgott für alle seine Geschöpfe sorgt. Und wie aller Augen sich auf Gott richten, so schauen alle jene, denen der christliche Vater vorsteht, auf ihn, um an seiner Gesinnung, seinem Wandel einen Leitstern zu haben, dem sie folgen können.

Dr. Ph. Hammer, „Der christliche Vater".

Mutter der Barmherzigkeit

Ich wollte, du kämst noch einmal
Zu uns in dieses Tränental
Und stündest einsam im sinkenden Tau
In unserer Gasse — — du heilige Frau!

Es dämmert langsam und Sternenschein
Fällt dir ins güldene Herz hinein.
Und leise fragt dich der Abendwind:
„Maria, suchst du noch immer dein Kind?
Den blonden Knaben ... stadtein, stadtaus?
Ach Mutter ... er ist doch längst zu Haus!
Warum nur stiegst du aus aller Pracht
Des Himmels in diese schweigende Nacht?
Warum, ach warum nur? ... Es wird mir so weh,
Wie ich im Dunkel dich warten seh.
Und plötzlich ist mir im klagenden Wind,
Du riefest mich, dein verlorenes Kind,
Und ich müßte in meinem verzweifelten Harm
Mich bergen in deinem Mutterarm.
Und müßte dir leise, mit zuckendem Mund
Erzählen von einer verlorenen Stund,
Aus der meiner Seele Zerwürfnis und Gram
Und die Reue wühlender Nächte kam.
Und müßte dich bitten in zitterndem Leid:
O führ' mich den Weg in die Seligkeit!

Ich wollte, du kämest noch einmal
Zu uns in dieses Tränental
Und stündest einsam im Abendwind
Und suchtest noch immer, noch immer ... dein Kind.

Von Mina Wörner

Eine grosse Schlesierin unserer Zeit

Schluß

Entschieden gegen Hitler

Zur Hitler-Wahl am 10. April 1938 trat Schwester Benedicta entschieden der Meinung entgegen, es sei gleichgültig, ob man mit Ja oder Nein stimme, das Wahlergebnis sei eine von der Partei schon vorher abgemachte Sache. „Die sonst so Sanfte und Nachgiebige war nicht mehr zu erkennen. Immer wieder beschwor sie die Schwestern, Hitler nicht zu wählen, ganz gleich, welche Folgen für den einzelnen oder die Gemeinschaft daraus entstünden. Er sei ein Feind Gottes und werde Deutschland mit sich ins Verderben reißen" (Schw. Teresia Renata). Am Morgen des Wahltages, kurz vor 8 Uhr, erschien eine Abordnung der Wahlkommission im Sprechzimmer des Karmel. Obgleich die Mutter Priorin ihr Befremden hierüber äußerte, mußten die Schwestern hier ihre Stimme abgeben. Die Priorin mußte auch bekennen, daß „Frau Dr. Edith Stein" nichtarisch und daher nicht wahlberechtigt sei.

Nach Holland geflüchtet

Von nun an bangte Schwester Benedicta, ihre Gegenwart könne die Kommunität gefährden, und sie war es zufrieden, als man ihr zur Flucht in das Karmelitinnenkloster Echt in Holland verhalf. In der Abschiedsstunde zeigte sie sich entschlossen. Als aber eine der älteren Schwestern ihr unter Tränen für das gute Beispiel dankte, das sie vom ersten Tage an allen gegeben habe, wurde sie lebhaft. „Wie können Euer Lieb so sprechen! Ich muß Gott danken, daß ich unter Euch weilen durfte." Ein befreundeter Arzt brachte sie am Neujahrstage 1939 bei Nacht und Nebel über die Grenze. Am Abend vorher – diese Erlaubnis hatte sie sich ausgebeten – kniete sie noch vor dem Gnadenbild der Friedenskönigin im Kölner Heiligtum Maria vom Frieden, der Wiege des deutschen Karmel. Am 28. 4. 1942, in dem Jahre, da Schwester Benedicta ihr Opferleben vollendete, brannten Kirche und Statue nieder.

In Echt verlegte sich Schwester Benedicta gleich mit Feuereifer darauf, zu den sechs Sprachen, die sie beherrschte, noch Holländisch zu lernen. Die Echter Schwestern berichten: Sie war stets hilfsbereit und wollte bei allen Arbeiten dabei sein. Trotz ihres Eifers gelang es ihr jedoch nicht, in den praktischen Arbeiten eine gewisse Fertigkeit zu erlangen. Selbst wenn sie den Besen führte, sah man, wie ungewohnt ihr diese einfache Hausarbeit war. In den Erholungsstunden war sie ernst und heiter zugleich. Sie konnte herzlich lachen und erzählte gern aus ihrem bewegten Leben.

Ohne daß es zu einem Wiedersehn gekommen wäre, schiffte sich ihre Lieblingsschwester Erna mit ihrer Familie in Hamburg nach Amerika ein. Im Sommer 1940 kam dagegen ihre Schwester Rosa nach Echt und tat dann Dienst an der Klosterpforte. Ihr Fleiß, ihre Anspruchslosigkeit und Frömmigkeit waren beispielhaft. Sie trat dem dritten Orden Unserer Lieben Frau vom Berge Karmel bei und brachte täglich lange Stunden in der äußeren Kapelle im Gebete zu.

Schwester Benedicta gab in Echt Unterricht und arbeitete fleißig mit ihrer fruchtbaren Feder. Es entstand hier das große Werk „Die Kreuzeswissenschaft", in welchem sie die Lehre des hl. Johannes vom Kreuz in vollendeter Weise darstellte und durch eigene Erkenntnisse ergänzte. Dann arbeitete sie mit solcher Emsigkeit, als ob sie geahnt hätte, daß ihr nicht mehr viel Zeit zu Gebote stehen würde. Auch mehrere kleinere Schriften entstanden in jener Zeit.

Vor der Gestapo

Im Februar 1941 wurde der Karmelorden vom Klostersturm erfaßt. Um nicht die Spur auf den Zufluchtsort unserer Schwester zu lenken, wurden im Kölner Karmel ihre wertvollen Briefe vernichtet. Schwester Pia in Echt sagte aus: „Sie war sehr besorgt um ihre Zukunft und da sie durch Fräulein Rosa stets auf dem laufenden gehalten wurde betreffs aller jüdischen Fragen, gab sie selbst bei den Behörden alles an, was sie für ihre Sicherheit als notwendig erachtete." Es gelang ihr, bei dem Karmel von Le Paquier in der Schweiz die Zustimmung zu ihrer Aufnahme zu erhalten. Nachdem sie nun ein Visum für die Schweiz beantragt hatte,

wurde sie plötzlich vorgeladen. Das Büro der Gestapo in Maastricht betretend, grüßte sie die Anwesenden mit „Gelobt sei Jesus Christus!" Verblüfft schauten die Leute auf und gaben keine Antwort. Dieser Gruß war hier gewiß unklug, aber Schwester Benedicta kam er ganz spontan aus der Kehle. Später erklärte sie, sie habe sich dazu getrieben gefühlt, weil es ihr plötzlich klar war, daß es hier nicht um bloße Politik gehe, sondern um den uralten Kampf zwischen Jesus und Luzifer. Im Mai mußten dann beide Schwestern bei der Gestapo in Amsterdam erscheinen, dort tagelang „von einer Behörde zur andern wandern, um über alles Mögliche Auskunft zu geben und einen ganzen Stoß Fragebogen in dreifacher Ausfertigung ausfüllen." Da sich Schwester Benedicta auf keinen Fall von Rosa trennen wollte, verzögerte sich die Ausreise, auch machten die Schweizer Behörden Schwierigkeiten. Sie glaubte schon, auf diesem Wege nicht zum Ziele zu kommen und schickte noch ein Aufnahmegesuch nach Spanien.

Rache an den Christenjuden

Im Juni 1942 schrieb sie nach Köln: „Ich trage seit Monaten ein Zettelchen auf dem Herzen mit der Schriftstelle Matth. 10, 23. Mit Le Paquier laufen Verhandlungen, aber ich bin so vertieft in Vater Johannes vom Kreuz, daß mir alles andere gleichgültig wird." Die kirchlichen Behörden Hollands waren betreffs der Judenverfolgung mehrfach beim Reichskommissar vorstellig geworden. Es war ihnen zugesagt worden, daß die Cristenjuden nicht weggeführt werden sollten, sofern sie bereits vor Januar 1941 einer christlichen Gemeinschaft angehört haben. Die Bischöfe konnten aber zur Verschleppung der übrigen Juden nicht schweigen. Sie ließen am 26. Juli 1942 in allen Kirchen einen klaren Protest dagegen verlesen, worüber die nazistischen Machthaber sehr empört waren. Als Antwort darauf wurden alle Katholiken teiljüdischer Abstammung verhaftet und verschleppt.

Im Echter Karmel ahnte man nichts von dem drohenden Unheil. Da Bischof Lemmen eben selbst Schwester Benedicta mitgeteilt hatte, daß die ihr angedrohte Strafe zurückgenommen sei, war man im Gegenteil beruhigt und feierte frohen Mutes das Fest Petri Kettenfeier. Am nächsten Tage, dem 2. August, vollendete Schwester Benedicta das Buch von der Kreuzwissenschaft. Um fünf Uhr nachmittags waren die Schwestern zur Betrachtung im Chor versammelt. Schwester Benedicta las eben den Betrachtungsstoff vor, als die Mutter Priorin ins Sprechzimmer gerufen wurde. Zwei Offiziere seien da und frügen nach Schwester Stein. In der Annahme, es handle sich um die Ausreiseerlaubnis in die Schweiz, schickte die Priorin Schwester Benedicta ins Sprechzimmer, erfuhr aber bald, daß es sich um viel Ernsteres handelte. Es waren SS-Leute, und der Wortführer forderte Schwester Benedicta auf, das Kloster in fünf Minuten zu verlassen. Sie antwortete: „Das kann ich nicht, wir haben strenge Klausur." Auf das eiserne Gitter zeigend, meinte er: „Machen Sie dies hier weg und kommen Sie heraus." „Das müssen Sie mir erst vormachen." „Rufen Sie die Oberin." Letztere hatte das Gespräch unbemerkt verfolgt. Schwester Benedicta ging in das Chor, kniete ehrerbietig vor dem Allerheiligsten nieder und entfernte sich dann mit den geflüsterten Worten: „Bitte, beten, Schwestern!" In Eile wurde gepackt. Eine Decke, einen Becher, einen Löffel und Mundvorrat für drei Tage sollte sie mitnehmen. Immer noch mit der Möglichkeit rechnend, in den Karmel von Le Paquier zu kommen, sagte sie noch zur Priorin: „Bitte sofort an den Schweizer Konsul im Haag schreiben wegen der Reiseerlaubnis." Dann aber sprach sie fast gar nichts mehr. . . Benedicta und Rosa mußten das an der Straßenecke stehende Überfallauto besteigen, und niemand erfuhr wohin die Fahrt ging.

Sühnopfer für den Frieden

In Schwester Benedictas Zelle fand man ein Bildchen, auf dessen Rückseite sie die Aufopferung ihres Lebens für die Bekehrung der Juden geschrieben hatte. Bereits am 26. März 1939, es war am Passionssonntag, hatte sie folgendes Schreiben an die Priorin gerichtet: „Liebe Mutter, bitte erlauben Euer Ehrwürden mir, mich dem Herzen Jesu als Sühnopfer für den wahren Frieden anzubieten: daß die Herrschaft des Antichrist wenn möglich ohne einen neuen Weltkrieg zusammenbricht und eine neue Ordnung aufgerichtet werden kann. Ich möchte es heute noch, weil es die zwölfte Stunde ist. Ich weiß, daß ich ein Nichts bin, aber Jesus will es, und Er wird gewiß in diesen Tagen noch viele andere dazu berufen."

Wie später in Erfahrung gebracht werden konnte, kamen die beiden Schwestern zunächst in das Durchgangslager Amesfoort. Die SS-Soldaten, die vorher sehr zuvorkommend gewesen waren, wurden im Lager brutal und stießen die Gefangenen mit Gewehrkolben in den Rücken. Generaldirektor D Dr.

Lenig, der damals dort interniert war und der Haft entkam, berichtet: „Als Ihre Schwester zusammen mit etwa 300 Männern, Frauen und Kindern hinter den Stacheldraht des Lagers getrieben war, mußten diese Menschen stundenlang auf dem Lagerplatz warten, wo sie sich zum Willkomm den Appell ansehen durften, den das Lager strafweise . . . seit zwei oder drei Tagen stand. Das heißt, der Rest stand noch, der eine Teil war zusammengesackt und wurde unterschiedlich malträtiert, um ihm wieder auf die Beine zu helfen. . . Ich will nicht vergessen, daß den ganzen Tag geschlagen oder gestoßen wurde, aber das war erträglich. Peinlicher war der Zustand, in dem sich die meisten Frauen befanden . . . Gerade in diesem Momente setzte Edith Stein mutig ein . . ." Die katholischen Juden waren in einer Baracke abgesondert, etwa zehn Ordensfrauen waren darunter, die ihr Ordenskleid nicht abgelegt hatten.

Der helfende Engel

Von Aemersfoort wurden die Gefangenen in einem Güterzug nach Hooghalen verfrachtet. Der Zug hielt auf freier Strecke, und alle mußten aussteigen. Dann wurden sie über Feld, Wald und Heide in das Sammellager Westerbork getrieben. Es gelang Schwester Benedicta, ein Telegramm an den Echter Karmel zu senden, und so konnten noch zwei Boten mit den verschiedensten Dingen in dieses Lager geschickt werden. Sie konnten die Schwestern selbst sprechen und erzählten hernach: „Schwester Benedicta war froh, durch tröstende Worte und Gebete helfen zu können. Ihr tiefer Glaube schuf eine Sphäre himmlischen Lebens um sie. Mehrmals versicherte sie, die ehrwürdige Mutter könne über sie und ihre Schwester ruhig, ganz ruhig sein . . ." Von dem, was sie bereits erduldet hatte, sprach sie kein Wort. Der jüdische Kaufmann Julius Markan aus Köln, der im Lager von Westerbork mit der Aufsicht über die Häftlinge betraut war und das Glück hatte, mit seiner Frau der Deportation zu entgehen, berichtet: „Unter den am 5. August eingelieferten Gefangenen fiel Schwester Benedicta auf durch ihre große Ruhe und Gelassenheit. Der Jammer im Lager und die Aufregung bei den Neueingetroffenen waren unbeschreiblich. Schwester Benedicta ging unter den Frauen umher, tröstend, helfend, beruhigend wie ein Engel. Viele Mütter, fast dem Wahnsinn nahe, hatten sich schon tagelang nicht um ihre Kinder gekümmert und brüteten in dumpfer Verzweiflung vor sich hin. Schwester Benedicta nahm sich sofort der armen Kleinen an, wusch und kämmte sie, sorgte für Nahrung und Pflege. So lange sie im Lager weilte, entwickelte sie mit Waschen und Putzen eine rege Liebestätigkeit, so daß alle darüber staunten." Über dem Leid des Nächsten vergaß sie ihr eigenes schweres Los. Als J. Marken sie fragte, was sie jetzt tun werde entgegnete sie schlicht: „Bis jetzt habe ich gebetet und gearbeitet, von nun an werde ich arbeiten und beten." Der Aufenthalt in Westerbork dauerte von Mitwoch, den 5. August, früh bis in die Nacht vom 6. zum 7. August. Im ganzen waren 1200 katholische Juden in diesem Lager, darunter etwa 10 bis 15 Ordensleute. In einem Brieflein an die Priorin schrieb Schwester Benedicta: „Ich bin mit allem zufrieden. Eine „Scientia Crucis" kann man nur gewinnen, wenn man das Kreuz gründlich zu spüren bekommt. Davon war ich vom ersten Augenblick überzeugt und habe von Herzen gesagt: „Ave crux, spes unica!"

Auf der Fahrt zum Osten

Mit etwa tausend Juden wurden die Schwestern am 7. August – es war der Herz-Jesu-Freitag – vom Lager Westerbork abtransportiert. Es hieß, die Lastwagen seien zum Ersticken voll gewesen, so daß manche wohl schon unterwegs gestorben seien. Auf dem Bahnhof Schifferstadt wurde eine jungverheiratete Dame plötzlich mit ihrem Mädchennamen angerufen. Als sie sich umsah, erkannte sie in einem der dastehenden Züge ihre frühere Lehrerin Fräulein Dr. Stein, die ihr hierauf zurief: „Grüßen Sie die Schwestern in St. Magdalena – ich bin auf der Fahrt zum Osten." Eine Lioba-Schwester in Freiburg erhielt einen kleinen mit Bleistift geschriebenen Zettel mit den wenigen Worten: „Grüße von der Fahrt nach Polen. Schwester Benedicta." Von dem Transport, mit dem die Schwestern entführt wurden, kehrte niemand zurück. Nach D Dr. Lenig steht es sicher fest, daß sie den Tod in Auschwitz gefunden haben.

Das Opfer vollendet

Nach einer Mitteilung des Holländischen Roten Kreuzes ist Edith Stein am 9. August 1942 in Auschwitz vergast und danach verbrannt worden. Doch ist dies kein unanfechtbares Dokument. In der Tat liegen auch Zeugnisse vor, die dem zu widersprechen scheinen. Es kann jedoch angenommen werden, daß der Transport, in welchem sich Edith und Rosa befanden, in Auschwitz gar nicht registriert, son-

dern sofort vergast worden ist. So nimmt auch ein Württemberger an, der damals in Auschwitz Wachmann war und Schwester Benedicta nach einem Bilde sicher zu erkennen vorgab. Der Transport mit Frauen sei Anfang August nachts nach zehn Uhr dort angekommen, und zwar aus Holland, es sollten angeblich Geisteskranke sein. „Er könnte es geradezu beschwören, daß diese Schwester ihn mit noch einem anderen Wachmann eigens angeschaut habe, wie wenn sie es erfaßt hätte, daß sie beide eben über diese Schwester gesprochen hatten: „die könne doch nicht geisteskrank sein"... Die Absperrung durch SD sei bei diesem Transport besonders scharf gewesen, daß niemand mit den Opfern sprechen konnte. . . Sonst habe auch bei weiblichen Transporten gelegentlich Auslese für den Arbeitsdienst stattgefunden. Da er aber von diesem Frauentransport in den folgenden Tagen niemand beobachtet habe, vermutete er, daß alle Opfer an der üblichen Stelle ihre Kleider ablegten, dann ohne Kleider etwa 400 Meter zu ihre Opferstätte getrieben und im anschließenden Krematorium verbrannt wurden, – gleich nach der Ankunft." – –Man kann nur ahnen, aber dieses Ahnen wird zu einer beseligenden Gewißheit, mit welch innerer Größe und Freude des Geistes sie das letzte Opfer ihres Leben dargebracht... Als Kind der Kirche mit der betenden Mutter, in Vereinigung mit dem gekreuzigten Christus, in der Kraft des Heiligen Geistes, weihte sie sich dem allgütigen Vater für die gnadenlose Menschheit, für ihre Mörder." (P. Damasus Zähringer OSB.)

Am Abend des 30. Oktober 1944 wurde der Kölner Karmel durch Bombenangriff in Schutt und Asche gelegt. Die Schwestern, die in einem kleinen Kellerraum auf den Knien lagen, blieben unversehrt. Als die Alliierten heranrückten, mußten auch die Schwestern in Echt ihr Kloster für kurze Zeit verlassen. Dreiviertel des schriftlichen Nachlasses von Schwester Benedicta konnte gerettet werden. Erst im Jahre 1947 wurde sie dem Generalat in Rom als verstorben gemeldet. Nun sangen ihre Kölner Mitschwestern in dem kleinen Oratorium des Junkersdorfer Behelfskarmels das feierliche Requiem für sie. „Eine eigentliche Trauer kam jedoch nicht auf. Auch keine Bitterkeit trübte den heiligen Schmerz und den gerechten Zorn, den der Gedanke an das, den teuren Toten zugefügte Unrecht hervorrief. Es war ja wieder Ostern, das Hochfest ihrer Seele, das Schwester Benedicta am meisten von allen Festzeiten des Kirchenjahres geliebt hatte. Nun sang sie dem Osterlamm ihr himmlisches Alleluja!" (Schwester Teresia Renata.)

Mit Recht preisen wir Edith Stein als eine verehrungswürdige Heldin, ein leuchtendes Vorbild, eine Heilige; sie ist die erste Zeugin des Judentums, die das Leiden ihres Volkes mit dem Kreuzesopfer Christi verbunden hat. Ungezählte Menschen, Ordensleute wie Laien, beten um ihre Seligsprechung. Möge sie bald zur Ehre der Altäre gelangen!

Ende

Lob der Langsamkeit

„Sie brauchen sich nicht zu beeilen", sagte ich in P. zu dem Droschkenkutscher, „wir haben Zeit."

Der Droschkenkutscher drehte sich auf seinem Sitz um und sah mich an; er war ein alter Mann und lachte über das ganze Gesicht: „So etwas", sagte er, „so etwas hat mir in meinem ganzen Leben noch kein Mensch gesagt. Nun fahre ich schon vierzig Jahre; aber immer soll es schnell gehen, weil die Herrschaften immer mit dem Zuge von 5 Uhr 45 Minuten zurück wollen."

Es gibt also Herrschaften, die im Park zu P. an den Zug von 5 Uhr 45 Minuten denken; auf den großen schlafenden Terrassen der Orangerie.

Aber was für Herrschaften gibt es nicht alles! Ich habe zum Beispiel einmal einen Menschen gesehen, der aß Austern und las dabei die Abend zeitung.

* * *

Kommende Historiker und Spenglers werden das vielleicht einmal erkennen, daß diese Not dieses neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts durch die Überschätzung der Schnelligkeit zu erklären ist.

* * *

Von Kardinal Sainte-Foix erzählt man diese Anekdote: Er erging sich einst, begleitet von seinen Kaplänen, im Parke; als ein gewaltiger Platzregen niederstürzte.

Die Kapläne rafften ihre Röcke hoch und stürzten nach der Säulenhalle, wo sie gesichert waren; von dort riefen sie dem Kardinal zu: „Hierher, Eminenz, laufen Sie, Sie werden ganz naß."

Sainte-Foix erwiderte: „Ein Kardinal läuft nie", und er schritt langsam zu der Säulenhalle; naß, aber ein Kardinal.

Seien wir Kardinäle, Freunde und Freundinnen, auch wenn das Geschäft darunter etwas leiden sollte.

Ein Ehrlicher Man

Nach einer Begebenheit erzählt
von Hermann Weber.

Der Tag ging zur Neige. Vom Turme der St. Katherinen-Kirche schlug es acht Uhr, und ein grauhaariger alter Mann, der mit einem Geschäftskarren voll Pakete die Königsstraße heraufkam und augenscheinlich dem Postgebäude zustrebte, hemmte seine Schritte und zählte lauschend die Schläge:

„So spät schon?“ murmelte er dann überrascht. „Da muß ich mich aber beeilen, wenn ich noch rechtzeitig fertig werden will!“ Und hastig rechts und links sehend, schob er das kleine Gefährt weiter unablässig bedacht, den Droschken und Lastfuhrwerken, die rücksichtslos ihren Weg suchten, auszuweichen. Mit erleichtertem Aufatmen erreichte er endlich das Postgebäude.

Hier angekommen, fuhr sich der Alte mit einem Tuche über die Stirne, dann lud er rasch seine Pakete ab und trug sie in den Schalterraum. Der diensttuende Beamte grüßte ihn freundlich.

„So spät noch, Heilmann?“ sagte er, auf die vielen Pakete deutend. „Es herrscht wohl jetzt eine flotte Zeit im Geschäft des Herrn Meißner?“

Heitmann, der Bote, nickte zustimmend. „Gott sei Dank, ja!“ gab er zurück. „Wir haben aber auch eine böse Winterszeit überstanden, das kann ich ihnen versichern! . . . Daß unser Herr bei diesem schlechten Geschäftsgang immer den Kopf oben behalten und niemand von dem Personal entlassen hat, ist wirklich zu bewundern!“

„Sie haben recht! Nicht jeder hat ein solch warmes Herz für seine Leute wie der Herr Meißner“, bestätigte der Beamte, die Pakete abwiegend und den Zettel daraufklebend. „Er verdient es wirklich, daß es ihm jetzt um so besser geht!“

In diesem Augenblick drängte sich eine Frau heran, die noch in letzter Minute eine Kiste zur Beförderung aufgeben wollte, und beendete die Unterhaltung.

Heitmann nickte dem Beamten noch einen Abschiedsgruß zu und entfernte sich.

Nachdem er dann mit seinem Karren drei oder vier Straßen durchfahren hatte, hielt er vor einem zweistöckigen Gebäude, öffnete ein eisernes Eingangstor und schob das Gefährt auf einen mit Kisten angefüllten Hofraum, der jetzt still und dunkel lag.

Das Personal hatte die Arbeitsräume verlassen, doch strahlte aus einem der hofwärts gelegenen Erdgeschoßfenster noch ein gedämpftes Licht.

Heitmann schaute hinüber und murmelte: „Der Herr ist noch am Arbeiten, da muß ich noch einmal hineingehen“; er klopfte an die Tür, welche in den Schreibraum des Kaufmannes Meißner führte.

Erkenntnis

Wenn ein Sonnentag verging,
klingt es in den Dämmerungen:
Warst du so von Glanz durchdrungen,
daß dein Herz ihn voll empfing?
Wenn ein Tag verregnet schied,
Forscht es: Seele, war dein Lauschen
so erfüllt von seinem Rauschen,
daß kein Vers dir fehlt im Lied?

Immer ist die Antwort Qual:
Nie in all den langen Jahren
hab' ich etwas ganz erfahren,
hoffend stets: ein andermal!
Doch das Unerlebte baut
einen Turm, durch dessen Fugen
wir zuweilen heimlich lugen,
wo die Ewigkeit erblaut. —

Von Erich Meuser

Der kleine gebeugte Kaufmann schloß sein Hauptbuch, als der Bote eintrat. „Sind Sie noch rechtzeitig fertig geworden?“ rief er ihm entgegen.

Heitmann nickte bejahend. „Alles erledigt, Herr Meißner; die Pakete werden noch mit den Nachtzügen befördert“, antwortete er dann.

„Das freut mich!“ sagte der Kaufmann zufriedengestellt, dann fügte er vertraulich hinzu: „Ich weiß ja, daß Sie fast unermüdlich sind, Heitmann, aber bürdet Ihnen die jetzige rege Geschäftstätigkeit auch nicht zu viel Arbeit auf? Soll ich vielleicht einen jungen Burschen anstellen, der Ihnen zur Hand geht?“

„Ach nein Herr, Meißner, ich schaffe es noch!“ wehrte der Alte ab. „Obgleich ich bald die Sechzig auf dem Rücken habe, bin ich doch noch stark und rüstig in den Gliedern und bedarf fremder Hilfe noch nicht.“

„Und wie lange arbeiten wir schon zusammen, Heitmann?“

„Vierunddreißig Jahre, Herr Meißner.“

„Eine lange Zeit!“ murmelte der Kaufmann. Dann fuhr ein ernster Schatten über seine Züge und fragend setzte er hinzu: „Sie klagten mir einst, daß Ihr Sohn die Hoffnungen, die Sie auf ihn gesetzt hätten, nicht erfüllt habe, Heitmann, – hat der Bursche denn so wenig Ähnlichkeit mit seinem arbeitsamen Vater?“

„Herr Meißner, es ist wirklich ein Unglück!“ klang es kummervoll zurück. „Ich habe an dem Ungeratenen getan, was ich konnte, doch weder gute Worte, noch körperliche Züchtigungen haben ihn zu einem ordentlichen Menschen machen können. . . . Vergebens habe ich versucht, ihn an geregelte Arbeit zu gewöhnen. Schon seit Jahren streift er im Lande umher, arbeitet hier und dort einige Tage und sucht dann die alten Gefährten von der Landstraße wieder auf. . . . Ob er heute noch ehrlich und rechtschaffen ist – Gott mag es wissen!“

Haben Sie denn gar keine Verbindung mehr mit ihm?“

„Doch, zuweilen sucht er uns auf, aber dann sind seine Taschen leer und seine Kleider zerrissen. Meine Frau glaubt noch immer, daß der Junge sich bessern wird; ich aber fühle immer deutlicher, daß er nur aus Eigennutz zu seinen Eltern kommt!“

„Das ist wirklich ein Unglück!“ bestätigte der Kaufmann, seinem langjährigen Vertrauten herzhaft die Hand drückend. „Aber trösten Sie sich, Herr Heitmann; Ihre Schuld wird es nicht sein, daß der junge Mensch aus der Art geschlagen ist. . . . Auch an den Bäumen, die durch und durch gesund sind, wachsen zuweilen schlechte Triebe!“

Mit bekümmertem Herzen hatte Heitmann sich von seinem Prinzipal getrennt. Er warf noch einen Blick über den stillen Hof und schritt dann hinaus, das eiserne Tor hinter sich verschießend und den Schlüssel – wie immer – zu sich steckend.

Das soeben beendete Gespräch hatte traurige Gedanken in dem unglücklichen Vater wachgerufen, trotzdem er sich keiner Schuld bewußt war.

Er hatte alles getan, was in seinen Kräften stand; mit Hand und Mund hatte er seinem Kinde den rechten Weg gewiesen und hatte ihn gelehrt, den Unterschied zwischen Gut und Böse zu er-

---

Christengeist

Ein indischer Heidenpriester hatte sich zum Christentum bekehrt. Dieser Schritt bedeutete für den Brahmanen Armut und Vereinsamung. Sobald er sich hatte taufen lassen, nahm man ihm seine Felder und sein Haus. Die Heiden mieden ihn; selbst Frau und Kinder verließen ihn. Er aber ging ungebeugt seines Weges. Eines Tages begegnete ihm ein englischer Offizier, der ihn und sein Schicksal kannte, und fragte ihn: „Wirst du die Kraft haben, all diese Trübsal zu tragen? Wirst du nicht darunter zusammenbrechen?“ „So haben mich schon viele gefragt“, lautete die Antwort; „aber keiner hat mich noch gefragt, wie groß die Freude ist, die ich nun genieße, und wie groß die Kraft ist, die mir nun verliehen ist. Seitdem ich Christus kenne und im Herzen trage, ist mein Herz voller Freude und die Trübsal hat keine Gewalt über mich. Mit Jesu Apostel bekenne ich: Ich vermag alles in dem, der mich stärkt.“

Das ist der rechte Christengeist, der in allen Trübsalen nach oben schaut und von oben seine Kraft holt. Je größer die Not und je schwerer die Last wird, desto mehr Kraft strömt ihm zu aus der Verbindung mit Christus; denn „größer als der Helfer ist die Not ja nicht.“ Und wenn seine Erdenbahn durchlaufen ist und der Körper zusammen bricht, dann schaut die Seele erst recht nach oben und sieht den Himmel offen.

Leo Wolpert

kennen, – doch die sündigen Keime, die in dem Knaben schlummerten, hatten immer wieder die Oberhand behalten und alle Mühen und Sorgen der Eltern zu Schanden gemacht.

Der alte Mann seufzte noch, als er schon bei seiner Wohnung angelangt war und die steilen Treppen emporstieg.

Vor seiner Tür angekommen, hemmte er einen Augenblick seine Schritte. Er vernahm eine fremde Stimme in dem Raum, der als Küche und Wohnzimmer diente, und vermutete einen späten Besuch.

Wie erstaunte er aber, als er eintrat und denjenigen vor sich sah, mit dem seine Gedanken sich bisher beschäftigt hatten, – als er seinen Sohn am Küchentisch sitzen sah und dicht bei ihm die Mutter, die einen glücklichen Ausdruck auf den stillen Gesichtszügen trug.

Heitmann war im ersten Augenblick so erstaunt, daß ihm fast die Sprache versagte. Sein Sohn, ein schmächtiger junger Mensch mit unordentlichen Kleidern und scharfblickenden, halb geschlossenen Augen, trat auf ihn zu und streckte ihm die Rechte entgegen.

Der alte Mann erfaßte sie zögernd und sagte augenscheinlich nicht sehr erfreut: „Nun, hast du dich wieder einmal eingefunden, Georg?"

„Ja, Vater, und ich möchte ganz hier bleiben und eine beständige Arbeit annehmen; der Mutter ist es schon recht", antwortete der Bursche.

„Du wolltest dein Wanderleben aufgeben und ein anderer Mensch werden?" rief der alte Geschäftsbote erstaunt.

„Ja Vater. Ich habe auch mit der Mutter schon darüber gesprochen", entgegnete der Heimgekehr-

Christus-Frieden

Hoch am Himmel stand die Sonne,
Von weißen Wolken umwogt;
Das Meer war still,
Und sinnend lag ich am Steuer des Schiffes,
Träumerisch sinnend, — und halb im Wachen

Und halb im Schlummer schaute ich Christus,
Den Heiland der Welt.
Im wallend weißen Gewande
Wandelt' er riesengroß
über Land und Meer;
Es ragte sein Haupt in den Himmel,
Die Hände streckte er segnend
über Land und Meer;
Und als ein Herz in der Brust
Trug er die Sonne,
Die rote, flammende Sonne;
Und das rote, flammende Sonnenherz
Groß seine Gnadenstrahlen
Und sein holdes, liebseliges Licht
Erleuchtend und wärmend
über Land und Meer.

Glockenklänge zogen feierlich
Hin und her, zogen wie Schwäne
An Rosenbändern das gleitende Schiff
Und zogen es spielend ans grüne Ufer,
Wo Menschen wohnen, in hochgetürmter,
Ragender Stadt.
O Friedenswunder! Wie still die Stadt!
Es ruhte das dumpfe Geräusch
Der schwarzenden, schwülen Gewerbe,
Und durch die reinen, hallenden Straßen
Wandelten Menschen, weißgekleidete,
Palmzweig-tragende,
Und wo sich zwei begegneten,
Sahn sie sich an verständnisinnig,
Und schauernd in Liebe und süßer Entsagung

Küßten sie sich auf die Stirne
Und schauten hinauf
Nach des Heilands Sonnenherzen,
Das freudig versöhnend sein rotes Blut
Hinunterstrahlte,
Und dreimalselig sprachen sie:
„Gelobt sei Jesus Christus!"

Von H. Heine

te mit einem forschenden Blick.

„Dann sollst du uns herzlich willkommen sein!“ rief Heitmann in freudiger Erregung, seine sonstige Vorsicht arglos beiseite setzend. „Morgen schon werde ich dir neue Kleidung kaufen und auch bald eine Stellung für dich ausfindig machen. – Herr Meißner wird mir gerne eine kleine Summe vorstrecken, denn das Geschäft geht jetzt recht gut und er hat genügend Geld zur Verfügung. Heute morgen sah ich noch, wie wohlgefüllt jetzt der Kassenschrank ist.“

Ein seltsamer Ruck ging bei diesen unbedachten Worten durch den Körper des arbeitsscheuen jungen Burschen; seine Augen flammten in wilder Habgier und seine Hände ballten sich, doch gleich unterdrückte er gewaltsam seine Bewegung und wandte sich ab.

Die glücklichen Eltern hatten dieses seltsame Benehmen nicht bemerkt, denn sie waren viel zu sehr mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt.

Man setzte sich zum Abendessen nieder. Die beiden Alten schmiedeten unausgesetzt frohe Pläne für die Zukunft, der junge Mann beteiligte sich nur gelegentlich an der Unterhaltung und horchte nur dann auf, wenn die Rede auf den Kaufmann Meißner kam.

Kurz vor Mitternacht ging die Familie zur Ruhe. Frau Heitmann bereitete in dem kleinen Fremdenzimmer ihr Lager und Vater und Sohn suchten das hintere Schlafzimmer auf. Den Schlüssel zu dem Eingangstor des Meißner'schen Hauses hing der alte Bote an einen Nagel über einem Bett.

Als Georg nach der Bedeutung des Schlüssels frug, erklärte ihm der ermüdete Vater, daß er ihn jeden Morgen benutze, um das Hoftor seines Prinzipals aufzuschließen; früher habe er den Schlüssel immer in der Tasche getragen, seitdem er ihn aber infolge Kleidungswechsels einige Male vergessen habe, hänge er ihn regelmäßig an diese Stelle, damit er ihn morgens sofort vor Augen habe.

In tiefer Ruhe mochten zwei Stunden vergangen sein, als der alte Heitmann plötzlich erwachte.

Ihm hatte geträumt, daß eine riesenhafte Gestalt mit großen, gierigen Händen sich über sein Bett gebeugt hatte, und nun lag er eine ganze Weile unter den Einwirkungen des schreckhaften Bildes. Dann tastete er nach der Streichholzschachtel auf seinem Nachttisch, entflammte eines der Streichhölzchen und sah zu seinem Erstaunen, daß es noch sehr früh war, daß die dritte Morgenstunde soeben erst begonnen hatte.

Erleichtert aufatmend ließ Heitmann sich wieder zurücksinken. Die Ereignisse des vergangenen Tages zogen noch einmal an seiner Seele vorüber und eine stille Zufriedenheit über den Entschluß seines Sohnes, sein Wanderleben aufzugeben, erfüllte ihn.

Dann horchte der alte Mann zum Lager des Wiedergefundenen hinüber, um vielleicht die tiefen Atemzüge des Schlafenden zu vernehmen, doch kein Laut unterbrach die tiefe Stille. Er horchte angestrengter hinüber, und als er auch jetzt nicht das geringste Geräusch vernahm, welches ihm die Anwesenheit seines Sohnes verkündet hätte, erfaßte den lauschenden Mann eine seltsame Unruhe.

Er erhob sich, um Gewißheit zu erlangen, und entzündete das kleine Nachtlicht.

Mit vorsichtigen Händen betastete Heitman das Ruhelager seines Sohnes – es war leer und kalt und augenscheinlich nur kurze Zeit benutzt und leer zeigte sich auch der Schemel, auf dem der Verschwundene beim Schlafengehen seine Kleidung geordnet.

Was war nun geschehen? . . . In fassungslosem Erstaunen griff der alte Bote sich an die Stirn und versuchte vergebens, eine Erklärung des Rätsels zu finden.

Da fielen seine Blicke auf jene Stelle der Wand, wohin er noch vor einigen Stunden den Torschlüssel gehangen, und wie ein Schlag ging es plötzlich durch seine Glieder und seine Augen weiteten sich – der Schlüssel war verschwunden!

Jetzt bedurfte Heitmann keiner Erklärung mehr. In atemloser Hast warf er sich in seine Kleider, dann weckte er seine Frau und teilte ihr stammelnd mit, was geschehen war, und eilte zum Hause hinaus. – –

Als der alte Mann bei der Wohnung seines Arbeitgebers anlangte, fand er das Hoftor unverschlossen: der ungeratene Sohn hatte also doch den Weg, den er als Kind an des Vaters Hand so oft gegangen war, nicht vergessen.

Keuchend und zitternd tastete der Bote über den finsteren Hof und die schmerzhaften Gefühle, die in diesem Augenblicke sein Inneres durchwogten, hätte niemand beschreiben können. Mit bebender Hand stieß er die angelehnte Tür des Schreibraumes auf, wobei ein Schlüsselbund geräuschvoll niederfiel.

Ein knirschender Fluch schallte ihm entgegen, als er eintrat, und der Mann, der mit einem kurzen Brecheisen und mit anderen Die-

beswerkzeugen an dem Geldschranke gearbeitet hatte, wandte sich hastig um. Als er nun auf die todbleichen Züge seines Vaters blickte, fuhr es wie Entsetzen durch seine Glieder und das Brecheisen entfiel seiner Hand.

Mit schnellem Griff hatte der Alte die Eisenstange erfaßt; dann trat er auf den Zurückweichenden zu und seine Gestalt schien zu wachsen in gerechter Entrüstung.

„Also, so hälst du dein Versprechen?" stieß er rauh hervor. „Betrügst zuerst mit glatten Worten deine Eltern und benutzest dann die Gelegenheit, ihr Vertrauen auf das schmählichste zu mißbrauchen?... Aber warte; Bursche: dieser Einbruch soll vorläufig deine letzte Schurkentat gewesen sein!"

Er wollte nach einem in der Wand angebrachten Druckknopf greifen, der eine Lärmglocke in Tätigkeit setzte, als der junge Verbrecher mit häßlichem Lachen auf ihn zutrat und vertraulich flüsterte:

„Sei doch kein Narr, Vater! Willst du denn bei deiner Ehrlichkeit zeitlebens ein armer Mann bleiben?... In zehn Minuten habe ich den Schrank geöffnet und als wohlhabende Leute können wir nach Hause zurückkehren. Niemand wird es erfahren, wer den Streich gespielt hat. Laß mich also meine Arbeit vollenden; die Beute wollen wir dann redlich teilen."

„Zurück, Versucher!" schrie aber schmerzgeschüttelt der alte Mann und drückte mit aller Kraft auf den Knopf der Alarmglocke. „Glaubst du denn, mich zu deinem Genossen machen zu können? Nimmermehr werde ich meine Hand nach fremdem Gut ausstrecken – Gott möge mich bewahren vor solchem Beginnen!"

Ein zorniger Ausruf beantwortete seine unerschrockene Erklärung, dann stürzte der junge Dieb auf seinen Vater und wollte ihn zur Seite stoßen, um den Ausgang zu erreichen, aber mit zäher Kraft umklammerte Heitmann den geschmeidigen Körper seines Sohnes und riß ihn zur Erde nieder, wobei die Brechstange seiner Hand entfiel.

Plötzlich fühlte der alte Bote die nervigen Hände des Burschen an seiner Kehle; wie feurige Funken schwirrte es vor seinen Augen, seine Kraft erlahmte und die Besinnung wollte ihm schwinden unter den würgenden Griffen.

Da erklangen draußen laute Rufe und schnelle Schritte. Von zwei Hausbewohnern gefolgt, stürzte der Kaufmann Meißner in den Raum und stand einen Moment fassungslos, als er die ringenden Gestalten erblickte.

„Hilfe!" keuchte Heitmann, dem Ersticken nahe, und dieses Wort gab den erstaunten Männern die Geistesgegenwart wieder. Rasch hatten sie den alten Boten von seinem Widersacher befreit und diesem selbst die Hände auf dem Rücken gebunden. Dann übergab man ihn einem rasch herbeigeholten Schutzmann.

Mit tiefem Schmerz hatte der unglückliche Vater alles mit angesehen.

Jetzt trat der Kaufmann auf ihn zu und rief, wie von dunkler Ahnung erfaßt: „Um Gottes willen, Heitmann, was ist hier geschehen?... Wer ist der Einbrecher und wie kommen Sie hierher zu dieser Stunde?"

„Lassen Sie mich gehen, Herr Meißner. Morgen will ich Ihnen alles sagen!" antwortete der gebrochene alte Mann, unfähig, jetzt eine Erklärung abzugeben, und wankte hinaus.

Draußen rang er in stummer Qual die Hände und schritt dann gesenkten Hauptes seiner Heimstätte zu. Er fühlte, daß er seinen Sohn verloren hatte, aber er wußte auch, daß er recht getan hatte, den jungen Verbrecher der strafenden Gerechtigkeit zu übergeben.

In Gottes Hand allein lag es, die fernere Zukunft des Ungeratenen zu bestimmen.

Hinterm Pfluge

Ich pflüge die Welten, ich säe das Brot,
Ich heile den Hunger, gebiete dem Tod.
Ich bin ein Kaiser und bin ein Tyrann.
Die Welt hängt an einem Bauerngespann.

Anbeten soll sie den blanken Pflug,
Die Erde küssen, die Garben trug!
Und wehe den Stolzen, ich beuge sie doch,
Ich schwinge die Geißel und spann sie ins Joch.

Dreimal rudum um Acker und Feld,
Das Eisen tief in die Schollen gestellt.
Ihrem Nacken: But; ihrem Stöhnen: Spott;
Wir sind die Herscher, der Bauer und Gott.

Von W. Lennemann

Alles muss gewagt werden

von P. N. Nikolaus Kowalsky O.M.J., Rom.

(Monatsblätter)

Europa hatte auf dem Wiener Kongreß Frieden geschlossen. Die neue Zeit stellte die Kirche vor Aufgaben, wie sie ihr bisher selten begegnet sind. Zwanzig Jahre Krieg waren über Europa dahingebraust, hatten die Orden zerstampft und gewaltige Lücken in die Reihen der Weltpriester gerissen. Die wenigen, die nachgewachsen waren, hatten in der Not der Zeit auch nicht die nötige geistige Ausbildung erhalten können. Das Volk war religiöser Gleichgültigkeit anheimgefallen. Die Sitten waren verroht, die Glaubenswahrheiten vergessen. Sinnenlust und Lebensgier loderten hell auf. Daneben war das 19. Jahrhundert das Zeitalter der Entdeckungen und Durchforschung bisher unbekannter Länder, wie es die Menschheit bisher nur einmal nach der Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Indien gekannt hatte. Heimat und Missionen riefen nach Arbeitskräften.

Aus dieser Not heraus entstand die Genossenschaft der Oblaten. Klein und bescheiden waren die Anfänge. Einem öffentlichen kirchlichen Bedürfnisse wollte man begegnen, der religiösen Verlassenheit seiner nächsten Landsleute wollte der Stifter mit seinen Gefährten abhelfen. In Eugen von Mazenod lebte etwas vom Eroberungsgeist der napoleonischen Zeit weiter. Zeuge dafür ist das kühne Wort im Vorwort zur Regel, die er seiner winzigen Genossenschaft gab: **Alles muß gewagt werden, um das Reich Gottes zu mehren, das Reich des Satans zu zerstören.**

Der Stifter selbst gab das Beispiel. Er predigte den Ärmsten und Verlassensten in der von den Gebildeten verachteten provenzalischen Sprache. Der heiligmäßige P. Albini setzte sein Leben ein, um Korsika wiederzugewinnen für Christus. Obwohl die kleine Zahl der Missionare für die drängende Arbeit in der Heimat bei weitem nicht genügte, hielt man Ausschau nach den Allerärmsten unter den Heiden, denen niemand das Brot des Lebens brechen wollte. Als es 1841 hieß: –Freiwillige für die Mission im Norden Kanadas!" trat die ganze Genossenschaft wie ein Mann vor. So ist es in der Geschichte der Oblaten geblieben, mochte es sich um Freiwillige für die Mission am Nordpol, am Okawango Südafrikas oder in der „Grünen Hölle" des Chakos handeln. Selbst der Mißerfolg konnte sie nicht entmutigen. Freiwillige nahmen den gefallenen Glaubensboten die Kreuzfahne aus der Hand und trugen sie weiter, bis der große Wurf gelang und die Mission gegründet war.

So konnte Pius XI. mit Recht von den Oblaten als den Spezialisten der schwierigsten Missionen sprechen. Sie zogen nicht in die Mission, um ihrem Orden eine neue Provinz zu erobern, sondern um die Kirche fest ins Heidenherz zu pflanzen. Darum war es ihr Bestreben, möglichst bald einen leistungsfähigen, einheimischen Klerus heranzuziehen, wie ja auch die Ordensregel von der Tätigkeit in den Seminarien als einem der Hauptzwecke der Genossenschaft spricht.

Die Oblaten haben im Schwarzen Afrika das erste Hochschulzentrum für die Eingeborenen gegründet. Als Stoßtrupp der Kirche an den Brennpunkten des Reiches Gottes waren sie stets Hellhörig für die großen Fragen ihrer Zeit. Als in Kanada die Zeit der Siedlung begann, haben die Oblaten es verhindert, daß die großen Versäumnisse sich nicht wiederholten, die in der Geschichte der Besiedlung der Vereinigten Staaten leider vorgekommen waren. Seeleneifrige Priester und weitschauende Bischöfe, wie Taché und Langevin, begründeten rechtzeitig Pfarreien in den entstehenden Siedlungen und sorgten für die hierarchische Einordnung Nordwest-Kanadas in den Rahmen der Gesamtkirche. Die Gründung der Kirchenprovinzen von St Boniface, Regina und Edmonton kann man mit Recht als Werk der Oblaten bezeichnen.

Früh schon schenkten sie der sozialen Frage und der religiösen Betreuung der Arbeiter-und Gesellenverein ihre Aufmerksamkeit. Ehe Pius XII. die Missionsleiter aufgefordert hatte, in den Missionen Bünde und Werke zu gründen, die sich mit wirtschaftlichen und sozialen Fragen befassen, damit nicht die ihnen anvertraute Herde durch neue

Irrtümer, die sich den Schein der Gerechtigkeit und Wahrheit geben, vom rechten Wege abgedrängt werde, hatte ein ceylonesischer Oblate schon für seine Landsleute die Zeitschrift **Social Justice** (Soziale Gerechtigkeit) gegründet.

Unzählig sind die Katechismen, Bücher, Zeitschriften und Zeitungen, die die Oblaten zum Besten der ihnen anvertrauten Seelen in der Heimat und in der Mission gedruckt haben und noch drucken. Alles haben sie gewagt, als es sich darum handelte, die Rechte Gottes und der Kirche und die gottgewollte Ordnung im Menschenleben gegen die Machtansprüche totalitärer Staaten zu verteidigen. Freudigen Herzens haben sie Eigentum und ihren guten Namen geopfert, mehr als einer von ihnen hat seinen Christenmut mit Gesundheit und Leben bezahlt.

Als es sich in Chile darum handelte, einen Damm gegen die Fluten des Kommunismus zu errichten, sind die Oblaten zu den Arbeitern der Salpeterwüste gezogen. Französische Oblaten arbeiten als Arbeiter unter Arbeitern. Viele Heimatvertriebene in Deutschland haben die Oblaten als „Rucksackmissionare" und Kaplane der Kapellenautos kennengelernt. P. Schulte, bekannt als Fliegermissionar am Nordpol und in Afrika, hat viel zur Linderung ihrer seelsorglichen Not durch die Gründung der Diaspora - Miva beigetragen. Großzügig haben die Oblaten von der Zeit des Stifters an manche ihrer besten Kräfte in den Dienst allgemeinnütziger kirchlicher Werke gestellt. Eugen von Mazenod stellte dem Werk der Glaubensverbreitung die Paters Laverlochère und Vincens, seinen erfolgreichsten Heiden- und Volksmissionar, für einen Werbefeldzug zur Verfügung. In Deutschland haben die Paters Heinkel und Kaltenbach viele Jahre lang für den Kindheit-Jesu-Verein gearbeitet, eine ganze Reihe von tüchtigen Volksmissionaren steht heute ganz im Dienst der Diaspora-Miva. Nicht vergessen werden soll P. Stefan, der einen der ersten Missionsfilme drehte.

Bei all diesen Arbeiten haben die Oblaten nie vergessen, daß ihr Hauptzweck die Volksmission ist. Der Stifter und nach ihm P. Kassiepe haben dort als Lehrmeister und Erzieher bahnbrechend gewirkt. P. Kassiepe ist der Mitbegründer der Missionskonferenz, in der alle missionierenden Orden zusammengeschlossen sind, um der Missionsarbeit größere Einheitlichkeit und Stoßkraft zu geben. P. Kassiepe durfte es auch wagen, warnend seine Stimme zu erheben, als das Frömmigkeitsleben der Gegenwart **Irr- und Umwege** einzuschlagen drohte. Durch manigfache Predigtwerke haben die Oblaten ihren Freunden in der ordentlichen Seelsorge die Arbeit zu erleichtern gesucht. In der Zeit des Priestermangels ist mehr als einer von ihnen als Kaplan oder Pfarrektor helfend in die Lücken gesprungen. Andere widmen sich dem wichtigen Werke der Studentenseelsorge, in der es sich darum handelt, die einstigen Führer des Volkes für Christus zu gewinnen und vor dem Gift moderner Irrlehren zu bewahren. Da Eugen von Mazenod geschrieben hatte: **Alles** muß gewagt werden, enthält die Regel auch ein eigenes Kapitel über die Seelsorge der Gefangenen, **die einen wahren Anspruch auf unsere Liebe haben.** Wie überall, so hat auch der Stifter hier das beste Beispiel gegeben. Sogar als Bischof von Marseille hat er, der den Krieg Nepoleons gegen Österreich als ungerecht verurteilte, es sich nicht nehmen lassen, die gefangenen Österreicher zu besuchen und zu trösten. Was in den letzten beiden Weltkriegen von Oblaten, hüben und drüben, für die Kriegsgefangenen geschehen ist, weiß nur Gott und die Betreffenden. In den Vereinigten Staaten ist ein Oblate **als Pfarrer am elektrischen Stuhl** berühmt geworden, ein anderer Pater hat manchem armen Menschen den letzten Weg erleichtert, zu einer Zeit, wo in Deutschland Hinrichtungen keine Seltenheit waren. So hat P. Franz Baensch in Dresden während seiner langjährigen Tätigkeit an der dortigen Strafanstalt mehr als tausend Hinrichtungen beigewohnt.

Unter dem Wort **Alles muß gewagt werden,** haben die Oblaten nicht auch an letzter Stelle die Pflege der Wissenschaft verstanden. Ein Oblate, Kardinal Guibert, gründete das **Institut Catholique von Paris.** Oblaten gründeten und leiten die Universität in der kanadischen Hauptstadt Ottawa und das Universitätskolleg Pius XII. in Roma (Basutaland). Eine ganze Reihe von Oblatenmissionaren hat sich durch Aufsätze über die Geschichte, Erd- und Völkerkunde der ihnen anvertrauten Gebiete, in der wissenschaftlichen Welt einen geachteten Namen gemacht. Ein Oblate, P. Robert Streit, gehört zu den Mitbegründern der katholischen Missionswissenschaft. Er begann das Monumentalwerk der **Bibliotheca Missionum,** in dem alle gedruckten Quellenwerke der Missionsgeschichte zusammengetragen und besprochen werden. Ein Oblate, P. Johannes Dindinger, Direktor der päpstlichen Missionsbibliothek der Propaganda, hat nach dem

Manieren in der Kirche

Spencer bemerkt in seiner Schrift „Faerie Queen," daß der Mensch durch nichts sich so richtig zu erkennen gebe als durch seine Lebensart. Daß es auch eine Lebensart, eine Art sich zu benehmen, für die Kirche gibt, scheint einem nicht unbedeutenden Teil der Laienwelt völlig unbekannt zu sein. Viele glauben wohl, wenn Manieren in der Kirche überhaupt existieren, daß sie dann etwa nur für die im Sanktuarium Anwesenden, Priester und Altardiener, gelten. Infolgedessen wird man kaum an einer gottesdienstlichen Versammlung teilnehmen können, in der nicht die Gläubigen ihr wahres Selbst zu erkennen geben. Diese Verletzungen des in der Kirche Schicklichen wird aber selbst von denen nicht gerügt, die sich damit brüsten, daß sie wissen, „was sich gehört." Diesen scheint es viel wichtiger, zu wissen, wie man bei einer Einladung die Frau des Hauses richtig begrüßt, daß man nicht wie wild auf die gedeckte Tafel losstürmt, welches Kleid und welchen Schmuk man tragen muß und wie man das Tafelsilber richtig legt, als wie man sich gehörig im Hause Gottes benimmt.

Leute, die sich hüten würden, in einem gewöhnlichen Hause eine Türe zuzuschlagen, zeigen gar oft in diesem Punkte eine überraschende Geringschätzung des Friedens und der Ruhe im Gotteshaus. Ein Zuspätkommender im Theater oder Konzert weiß ganz genau, daß er von allen Seiten mit entrüsteten Blicken angeschaut wird; wer aber in der Kirche zu spät kommt, braucht sich deswegen keine großen Sorgen zu machen. Wenn überhaupt sich jemand nach ihm umschaut, ist es mehr aus Neugierde als Entrüstung. Es ist eine allbekannte Tatsache, daß vielfach gerade die Leute, die im Theater einen Platz haben **müssen,** auf dem man sehen und gesehen werden kann, in der Kirche eine demütige Vorliebe für einen Stehplatz haben. Man kann wohl sagen, daß eine Kirche eigentlich nie genug rückwärtige Sitze hat.

Wer hat je in einem Theater oder an einer Bankettafel oder in einem Salon ein unaufhörliches Husten gehört? Wie oft aber ist nicht der Beginn einer Predigt oder der Verkündigungen von der Kanzel das Signal zu einem wahren Trommelfeuer von Husten, Räuspern und Nasenreinigen! Leute, die sonst überall Bazillen und Ansteckungen wittern, halten es nicht für nötig, in der Kirche, wenn sie schon husten müssen, wenigstens das Taschentuch vor den Mund zu halten. Andere wieder, die zu Hause und anderswo einen leichten Gang haben, trampeln durch die Kirche, zumal wenn sie zu spät kommen, als trügen sie grobgenagelte Bergschuhe.

Bist du schon einmal in einer Gesellschaft gewesen, und hast Gäste ankommen gesehen, die den Hausherrn oder die Hausfrau nicht gebührend begrüßt hätten? Kaum. Aber in der Kirche kannst du jeden Sonntag Leute sehen, die eine Kniebeuge machen, als hätten sie ein Holzbein, oder die es nicht für nötig halten, mit Weihwasser sich zu bekreuzen, oder Herz und Seele auf den göttlichen Gastherrn auf dem Altar zu richten. Andere kann man sehen, die mit dem Nächstsitzenden ein Gespräch beginnen, oder gelangweilt und gähnend in der Kirche umherschauen, Uhren aufziehen, sich im Spiegel betrachten und die Haarfrisur ordnen, während Gott oder sein Priester zu ihnen spricht. Wer würde so etwas auf einer Gesellschaft in einem gewöhnlichen Hause wagen?

Ertönt die Sanktusglocke, dann springen viele auf, als ob sie etwas gestochen hätte, Füße scharren, es ist der reinste „Sturm vor der Ruhe," die bei der Wandlung herrschen soll. Beim Zeichen der Wandlung werden dann gleich zwei Dinge verkehrt gemacht, leider so von der Mehrheit der Kir-

---

Tode von P. Robert Streit das Riesenwerk nunmehr vom 6. bis zum 16. Bande weitergeführt und eine Reihe weiterer Bände zum Druck fertiggestellt. Unvergessen soll auch bleiben, daß P. Dindinger mit P. Rommerskirchen die Missionsbibliothek der Propaganda, die in ihrer Art einzig in der Welt ist, aufgebaut hat.

So haben die Oblaten in aller Welt das große Wort aus der Vorrede ihrer Regel wahrzumachen gesucht: **Alles muß gewagt werden, um das Reich Gottes zu mehren, das Reich des Satans zu zerstören.**

chenbesucher. Einmal beginnt ein wildes Klopfen auf die Bauchgegend, während doch das Anschlagen der Brust als Zeichen bußfertiger Zerknirschung gilt. Dann wird beim ersten Glockenzeichen der Kopf tief gesenkt, ein Zeichen der weiten Unkenntnis der Tatsache, daß die Kirche einen Ablaß gewährt hat für das Aufschauen zur konsekrierten Hostie und zum Kelch mit dem gleichzeitigen Sprechen der Worte: „Mein Herr und mein Gott!"

Rückwäts in der Kirche, nahe bei der Türe, findet man immer eine Anzahl junger Leute, eine ganz große Anzahl sogar in der letzten Messe, die wie Stafettenläufer, auf einem Knie und fertig zum Sprung, den Ausgang der heiligen Messe erwarten. Vielleicht haben sie genug Erfahrung und wissen, daß sobald das „Ite, Missa est" gesprochen ist, das Rennen aus der Kirche losgeht. Und da heißt es wohl bereit sein, damit sie in dem Ansturm nicht über den Haufen gerannt werden.

Alles das, und noch manches mehr kann man an jedem Sonntag in jedem Gotteshaus beobachten. Wie oft aber kann man dergleichen in den Häusern der Menschen, bei ihren Zusammenkünften und Gastmählern beobachten? Wunderselten. Ist Gott so gering geachtet bei denen, die doch noch als Christen und Katholiken gelten wollen?

Fester Grund sei deinem Ich:
Nie dein Wort zu brechen;
Drum vor allem hüte dich,
Großes zu versprechen.
Hammer

* * *

Humor ist, wenn man
trotzdem lacht.

Die Herzkur

Auf sanftgeschwungenem Hang, inmitten von Äckern liegt der Hof des Lienerbauern. Mächtig sieht er aus dem Viereck seiner Gebäude mit seinem hohen, schweren Holztor — wie eine Burg, uneinnehmbar feindlichen Gelüsten.

Doch meist ist das Tor weit geöffnet. Wagen fahren aus und ein, Kühe werden auf die Weide geführt, Enten watscheln geschäftig zum nahen Bach.

Ein Bild des Friedens, des Glückes, der Ruhe. So denken die Menschen, die im Auto auf dem hellen Band der Landstraße vorüberjagen. Ja so sieht es wohl von außen aus, aber im Innern des Hauses ist wenig von diesem Frieden. Hat doch die Bäuerin eine gar böse Zunge, mit der sie Glück und Liebe hinaustreibt aus dem Haus. Das weiß man im nächsten Hof, im nächsten Dorf, im nächsten Marktflecken.

In diesem Markt wohnt in einem kleinen Haus, in einem kleinen Stübchen unterm Dach die Stoffkramerin, eine ältere Witfrau, die mit Stoffballen auf dem Rücken beladen von Dorf zu Dorf, von Einöde zu Einöde zieht, um den Bäuerinnen, die selten von ihren Höfen kommen, ihre Ware anzubieten. Die Stoffkramerin ist wohlgelitten in der Gegend. Klug und schweigsam hat sie sich mit ihrem kleinen Handel wohl kein Vermögen, doch eine große Menschenkenntnis erworben. So sieht sie hin und wieder auf ihren Wegen auch bei der Lienerbäuerin hinein und erkennt das Übel, das darin herrscht.

Als sie mit ihrer schweren Trage auf dem Rücken wieder einmal einspricht im Lienerhof, empfängt die Bäuerin sie mit großem Jammer über ihr so krankes, abgewirtschaftetes, schmerzendes Herz. Nach Anhören dieses klagenden Ausbruchs hat die Kramerin, die schon vielerlei Nöten Hilfe zu finden wußte, der Jammernden versprochen, ihr ein ganz ausgezeichnetes Herzmittel im Markt zu besorgen. Ein Mittel, das schon in vielen Fällen Heilung gebracht hatte.

Und eines Tages hält die Lienerbäuerin tatsächlich das Schächtelchen mit den großen, weißen Pillen in der Hand, und sie soll beim nächsten Herzanfall gleich davon probieren. Die Probe kommt nur zu schnell in Gestalt des polterden Bauern und des ältesten Sohnes, des Simmerl.

Die beiden gehen mit zornigen Schritten aufeinander los und wollen ihren Streit in Gegenwart der Bäuerin austragen, deren heftigen Einsatz sie gewohnheitsmäßig erwarten. Als die Bäuerin die lauten Stimmen im Flur hört, steigt ihr der heiße Zorn ins Herz und Gesicht. Doch bevor die Streitenden die Stube betreten, schiebt sie schnell die weiße, harte Pille der Stoffkramerin in den Mund. Heftig fährt die Tür in die Stube, und laut kommen die Polterer herein, auf das zänkische Echo der Bäuerin wartend.

Doch die Bäuerin steht abgewandten Gesichts in der Stube vor der Kastentüre, in der einige verblaßte Photographien stecken. Pochenden Herzens sieht sie auf das Bild des Anderl, des Jüngsten, im Kriege gefallenen Sohnes, und versucht mit der Pille

im Munde fertig zu werden.

Sehr langsam verliert die Pille ihre Größe, denn nur mit Speichel aufgelöst darf sie in den Magen wandern, hat ihr die Kramerin fest eingeschärft, sonst würden die Magenwände angegriffen und es könnte ein größeres Übel entstehen als das auszutreibende sei. Hinter ihr dröhnen die Stimmen weiter. Zu eigenem Stillehalten gezwungen, kann sie die richtige Haltung zum Streitgrund finden, den ihre Heftigkeit sonst immer nur vertiefen half. Die säuerlich schmeckende Pille ist inzwischen vergangen, und vom jungen Gesicht des Sohnes auf dem Bilde sich lösend, wendet sich die Lienerin um und sagt ihre in Ruhe gefundene Meinung.

Da sehen die Ihren sie staunend an, durch der Mutter Verhalten finden sie langsam wieder ihr Gleichgewicht und damit einen besseren Austrag ihrer Meinungsverschiedenheit. Als die beiden beruhigt abziehen, muß die Bäuerin sich nicht wie sonst schweratmend auf die Wandbank setzen; denn sie hat den Streit diesmal nicht zu einem langen Gezeter ausgeweitet. Schlimme Worte blieben dadurch unausgesprochen, Worte, die wie Giftspritzer in den Herzen hängen bleiben. Doch harrt schon ein neuer Anschlag auf sie.

Wie sie die Küche betritt, ist ein alter Streit zwischen Küchenmagd und Stalldirn entbrannt, an dem sich sonst die Bäuerin mit Heftigkeit zu beteiligen wußte. Aufregung für das Herz in Aussicht, schon beginnt es schnell und heftig zu pochen. Rasch die Pille in den Mund!

Ihre festgeschlossenen Lippen verbergend, bückt sich die Bäuerin tief unter den Herd und sucht große Holzscheite für das Feuer, das wieder auflodert, während der Streit der anderen erlischt, da keine neue Wortspeisung ihn anfacht.

Im Hause fängt langsam ein Wundern darob an, denn so oft der Bäuerin eine Zorneswelle heiß ins Gesicht schießt als Zeichen des gefürchteten Herzanfalls, da hilft die Pille diesen vertreiben. Langsam bessert sich das kranke Herz und langsam auch die Stimmung im Hause, in das nun endlich ein friedlicher Geist einzieht.

Als die Stoffkramerin wieder vorbeikommt, ist sie hochbefriedigt über das Ergebnis der Herzkur. Auch die Bäuerin zeigt sich dankbar für die gute Medizin und kauft mehr wie bisher, nicht ahnend, daß einfache Minzpastillen ihr allzu heftiges Herz geheilt haben. Wahrhaftig, eine Pille, zur rechten Zeit in den Mund genommen, hielte manches zornige Wort zurück. Die Bäuerin hat sich inzwischen daran gewöhnt, Streit zu vermeiden, und in ihrer Schachtel sind noch einige Pillen zurückgeblieben für den, der sie gebrauchen will.

O blicke, wenn den Sinn dir will die Welt verwirren,
Zum ew'gen Himmel auf, wo nie die Sterne irren.

Fr. Rückert

Unparteilichkeit

Meine Brüder, zeigt bei eurem Glauben an unsern glorreichen Herrn Jesus Christus kein Parteilichkeit. Wenn in eure Versammlung ein Mann mit goldenem Ring, in prächtigem Gewande eintritt, und dann ein Armer in unsauberer Kleidung kommt und ihr eure Blicke auf den mit dem prächtigen Gewande richtet und zu ihm sagt: Setz dich hierher auf den bequemen Platz! zu dem Armen aber: Stell dich dahin! oder: Setz dich unten an meinen Fußschemel! – macht ihr da im Innern nicht einen Unterschied und urteilt nach schlechten Grundsätzen? Hört, meine lieben Brüder, hat Gott nicht die Armen dieser Welt auserwählt zu Reichen im Glauben und zu Erben des Reiches, das er denen verheißen hat, die ihn lieben? Ihr aber habt den Armen mißachtet. Sind es nicht die Reichen, die euch vergewaltigen und denen ihr benannt seid? Wenn ihr dagegen das königliche Gesetz erfüllt, das nach der Schrift lautet: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“, so tut ihr gut daran. Wenn ihr aber parteiisch seid, so tut ihr Sünde, und das Gesetz erklärt euch für Übertreter. Denn wenn einer sonst das Gesetz befolgt, aber in einem Stücke fehlt, so versündigt er sich gegen das Ganze. Denn der gesagt hat: „Du sollst nicht die Ehe brechen“, hat auch geboten: „Du sollst nicht töten.“ Wenn du nun zwar nicht die Ehe brichst, wohl aber tötest, übertrittst du das Gesetz. Redet und handelt als solche, die durch das Gesetz der Freiheit gerichtet werden sollen. Denn das Gericht ist ohne Erbarmen gegen den, der keine Barmherzigkeit geübt hat; Barmherzigkeit dagegen triumphiert über das Gericht.

(Aus dem Brief des hl. Jakobus. Kapitel 2, Vers 1—13.)

Gesetz des Lebens

von Hans Wirtz

„Wer den Nächsten liebt, hat das Gesetz erfüllt." (Röm. 13, 8)

Das Wort von der Liebe als der Sinnerfüllung des Gesetzes paßt natürlich nicht in eine politische Zeitung. Denn hier geht es doch um ganz andere Dinge: Politik ist Kampf um die Macht. Ihr geht es darum, die „richtigen" Leute an die richtige Stelle zu bringen, an den Gegnern kein gutes Haar zu lassen und sich selber ins beste Licht zu setzen; es geht ihr um Steuern, Subventionen, Arbeitsverträge, Absatzmärkte, Handelsabkommen, um Straßen- und Häuserbauten und zuweilen auch um „Pflege der Kultur."

Liebe und so ähnliche Sachen ... ach Gott, die passen in die Politik wie der Pilatus ins „Credo."

Das ist ganz richtig: Was sich heute oft Politik nennt, hat mit Gefühl und Gemüt nichts zu tun. Desto mehr mit Verstand und Ellenbogen.

Ist das richtig? Das mit den Ellenbogen ist bestimmt richtig.

Verstand ...? Wenn man ein guter Politiker sein will, muß man Verstand, sogar einen sehr hellen haben. Aber das ist es ja: hat „man" den wirklich? Sind die Sitzungen, Verhandlungen und Beschlüsse in den Parlamenten, den Kommissionen, Ausschüssen und in den internationalen Beratungen immer oder meistens nur ein Ausbund von Vernunft und Gescheitheit? Dann müßte es doch eigentlich anders aussehen im Land und in der Welt. Denn was sich so um uns her und weiter weg abspielt — sieht streng genommen genau wie das Gegenteil aus: könnte oft viel eher für Wahnsinn gehalten werden. Etwa: daß man oft die intellektuellen und manuellen Verüber unseres heutigen Unglücks und die potenten Mitschuldigen mit neuen wichtigen Posten und fetten Pensionen streichelt, während man vielfach ihre armen Opfer links liegen läßt; daß man bankrotten Generalen und ihren Trabanten, die uns schon zwei Mal an den Abgrund gebracht haben, schon wieder erlaubt, mit ihren „Kavaliers-Ehrenbegriffen" zu protzen und unserer pubertätsschwachen Demokratie wieder einmal langsam, aber sehr sicher ihre materielle und gesellschaftliche Grundlage zu zerstören; daß man nicht die Courage aufbringt, einem geldgierigen Vergnügungs- und Sexualkapital, das die sittliche Not unserer Jugend zu schmutzigen Erwerbszwekken ausbeutet, das Handwerk zu legen; daß man auf der sogenannten „höchsten diplomatischen Ebene" — trotz aller internationalen Konferenzen — noch immer nicht über die Methoden von Preisboxern hinausgekommen ist ....

Über eine solche Politik des „eiskalten Verstandes" kann einem der gesunde Menschenverstand still stehen.

Aber es ist ja gar nicht wahr, daß die Politiker hier und anderswo nur vom Licht des Verstandes erleuchtet würden. Sie lassen sich viel mehr von Gefühlen — und wenn's auch nur manchmal Gefühlchen aus zweiter Hand sind — beeinflussen als sie selber wissen oder zugeben wollen. Macht, Ehrgeiz, Geltungstrieb. ... Nicht minder stark aber wirken oft in ihnen die Gegen-Gefühle nationaler, rassischer, klassenhässiger, gesellschaftlicher Art. Dieses giftige Natterngezücht böser und gefährlicher Gefühle läßt oft vernünftige Gedanken gar nicht aufkommen oder verdirbt sie schon im Keim.

Es ist nicht so, als ob Gefühle im politischen Leben keine Rolle spielten. Aber es sind falsche und schlechte Gefühle. Sie verderben den Charakter und bringen Unheil über Land und Völker.

So wie die Vernunft — wenn sie nicht auf den Holzweg der Verbohrtheit oder bloßer Routine geraten soll — mit Liebe erfüllt werden muß, müssen es auch die Gefühle werden. Das bedeutet: ein bewußtes und gewolltes Gutsein zu den Menschen als den Genossen eines allgemein irdischen Schicksals und ihrer unzerstörbaren Zugehörigkeit zur adeligen Familie der Kinder Gottes.

In dieser Liebe wird das „Gesetz" erfüllt: der Wille Gottes getan.

Damit aber wird zugleich auch das „Gesetz" des Lebens erfüllt: die gegenseitige Hilfe und Rücksicht-

Die Lawine

von Joschi Neck

Der Gemeindediener war etwas kurzsichtig. Darum trug er eine Brille. Aber sie drückte auf der Nase, und so ließ er sie manchmal im Rathaus zurück, wenn er Botengänge zu machen hatte.

„Du, der Gemeindebote hat mich heute schon zum zweitenmal nicht gegrüßt . . .“ sagte ein Bürger der Gemeinde am Stammtisch zu einem andern. Ungehalten schüttelten einige Männer den Kopf.

Am nächsten Tag standen die Frauen beim Einkaufen und die Männer an der Toto-Annahmestelle ernst beieinander. Sie waren böse.

„Es ist doch unglaublich, daß die Gemeindebeamten uns Steuerzahler so mißachten! Grüßen könnten sie wirklich! Das ist sicher eine Anordnung von oben!“

In der benachbarten größeren Stadt erschien einige Tage später in der Oppositionszeitung ein Artikel, in dem es hieß:

„In der Gemeinde W. sind die Rathausbeamten mit ihrem sauberen Bürgermeister an der Spitze dazu übergegangen, die Einwohner, wenn sie nicht zuerst grüßen, auf offener Straße zu schlagen. Gemeindebürger, die im Rathaus nicht laut grüßen, werden einfach hinausgeworfen! Wie lange noch? fragen wir mit allem Nachdruck.“

Eine Woche danach wetterte der Führer der Oppositionspartei in einer Rede:

„Das könnte den reaktionären Herren so passen, uns Arbeiter mit Gummiknüppeln, Fußtritten und Faustschlägen zu unterdrükken. In der Gemeinde W. soll bereits ein unbescholtener, ruhiger Bürger, der zufällig unserer Partei angehört, so schwer verletzt worden sein, daß er im Krankenhaus verstarb. Weitere Übergriffe sind offensichtlich an der Tagesordnung. Diese Regierung muß fortgespült werden, die ihren Beamten soetwas befiehlt! Wir fordern Neuwahlen!“

Kurz darauf erschien ein Dementi der Landesregierung, das in allen amtlichen Blättern veröffentlicht wurde:

„Sämtliche Behauptungen des Herrn B., Vorsitzenden der radikalen „Radikalpartei für radikale Erneuerung“, sind frei erfunden. Nachforschungen haben ergeben, daß in der Gemeinde W. der Gemeindediener Z. einen Einwohner lediglich zweimal nicht gegrüßt hat, weil er kurzsichtig ist.“

Aha, dachten die Bürger des ganzen Staates, an der Sache ist etwas faul, wenn die Regierung dementieren muß. Sie eilten zu den Versammlungen der radikalen „Radikalpartei für radikale Erneuerung“, sie wurden fanatisch, sie verlangten Wahlen.

Drei Wochen danach trat die Staatsregierung zurück, denn die Sache war zu einem Staatsskandal geworden. Neuwahlen wurden durchgeführt, andere Minister traten auf, und das Parlament setzte sich ein bißchen anders zusammen. Sonst blieb alles beim Alten. Auch in der Gemeinde W. Der Gemeindediener ist immer noch kurzsichtig. . . .

O fürchte nichts in dieser Welt!
Dann lernst du nicht zu spät,
Wie hoch erhaben der sich stellt,
Der fest im Leiden steht.
Longfellow

* * *

Das Maß der Seligkeit
mißt die Liebe ein:
Je voller du von Lieb',
je sel'ger wirst du sein.
Angelus Silesius

---

nahme, ohne die es keine Ordnung,, keine Gerechtigkeit und auch keinen Frieden im Leben gibt.

Deshalb paßt das Wort von der Nächstenliebe sehr wohl in die Politik. Sie sollte das Fundament jedes politischen und wirtschaftlichen Programms sein. Und es sollte davon keiner ausgeschlossen werden; nicht einmal, wer einer anderen Partei oder Klasse oder Rasse oder Nation angehört. . . . .

Das Leben auf Erden ist gar nicht zu bewältigen, wenn nicht die Vernunft ergänzt, geläutert und verklärt wird durch die Bereitschaft zu einem gegenseitigen Gutsein, was ja nichts anders als Liebe ist.

Ich bin ein besserer Christ....

Wer hätte noch nicht aus dem Munde jener Menschen, die nur an den hohen Festtagen in die Kirche und vielleicht nicht einmal zu Ostern zu den heiligen Sakramenten gehen, das Wort gehört: „Wenn ich auch nicht alle Sonntage in die Kirche gehe, so bin ich doch ein besserer Christ wie jene, die dauernd in die Kirche laufen". Hinter diesen Worten steht eine vollkommen falsche Auffassung vom Christentum und der Kirche.

Für überaus viel Menschen bedeutet Christentum nur das sogenannte praktische Christentum, die soziale Tat. Christ ist nach dieser Meinung jeder gute Mensch. Christ ist jeder, der ein Herz hat für die Not des andern, der hilfsbereit ist, der nicht den Geldbeutel verschließt, wenn für wohltätige Zwecke gesammelt wird. Christ ist, wer keinen Bettler von der Tür weist, wer freigebig und großzügig ist. Christ ist, wer niemals nein sagen kann, wenn ein anderer ihn um etwas bittet, wer sich besonders der Armen und Bedrängten, der Witwen und Waisen annimmt. Ist das wirklich das Christentum? Gewiß, das Gebot der Nächstenliebe ist nach dem Gebot der Gottesliebe das erste und wichtigste Gebot des Herrn. Ohne wahre Nächstenliebe gibt es kein echtes Christentum. Und doch: All das ist nur das halbe Christentum.

Christus hat nicht nur eine neue Lehre verkündet und es den Menschen überlassen, diese Lehre weiterzuverbreiten. Der Herr Jesus hat den Menschen durch seinen Tod am Kreuze auch ein neues Leben erworben. Aus seiner Seitenwunde flossen Wasser und Blut, die Sinnbilder der heiligen Taufe und des Allerheiligsten Altarsakramentes. In den heiligen Sakramenten wird uns dieses neue Leben, das göttliches Leben ist und wir heiligmachende Gnade nennen, mitgeteilt. Das aber ist der Wille Christi, der selber sagt: „Ich bin gekommen, daß sie das Leben Gottes selber sein, das wir in der heiligen Taufe und in den anderen heiligen Sakramenten erhalten. Christ wird einer ja nicht dadurch, daß einer Werke der Nächstenliebe vollbringt, sondern durch die heilige Taufe. Schon allein daraus wird sichtbar, worin das Wesen des Christentums besteht.

Christus hat die Kirche gegründet, die als wahre Mutter das Leben weiterschenkt. Die Kirche ist so wirklich unsere Mutter, da sie uns in den heiligen Sakramenten das göttliche Leben schenkt, es nährt und stärkt. Der Herr hat Petrus und damit seinem Nachfolger, den Papst. mit der Binde- und Lösegewalt ausgestattet. „Was du auf Erden binden wirst, wird auch im Himmel gebunden sein. was du auf Erden lösen wirst. wird auch im Himmel gelöst sein" In diesen Worten ist beschlossen, daß die Kirche das Recht hat, verpflichtende Gebote zu erlassen und sie wieder aufzuheben. „Wer euch hört, hört Mich, wer euch verachtet. verachtet Mich und den. der Mich gesandt hat", so spricht der Herr. Wer die Kirche ablehnt, lehnt Christus ab!

Viele wollen Christen sein ohne Kirche, ohne Priester. Sie möchten gerne einen Weg zu Gott wählen, der ihnen gefällt und den sie sich selber zurechtlegen. Sie wählen natürlich einen Weg, der keine besonderen Anstrengungen kostet und meinen, Gott müßte und werde auch damit zufrieden sein. Die Menschen wollen eine Religion ohne Bindung, eine „freie" Religion. Dabei wird vergessen, daß dies ein Widerspruch in sich ist, denn Religion heißt ja Bindung an Gott. Das Wort des heiligen Cyprian gilt noch: „Niemand kann Gott zum Vater haben, der nicht die Kirche zur Mutter hat!"

Wer also mit der Kirche und den Priestern nichts zu tun haben will, darf sich also nicht auf seinen katholischen Glauben berufen. Wer die Gebote der Kirche dauernd mißachtet, und dazu gehört vor allem die heilige Messe am Sonntag, darf sich seines Christentums nicht rühmen. Wer die heiligen Sakramente geringschätzt und nichts wissen möchte von Beichte und heiliger Kommunion, möge doch nicht davon reden, daß er ein guter Christ sei.

Die Erfüllung des Gebotes der Nächstenliebe allein bedeutet noch lange nicht, daß jemand ein guter Christ ist. Ein guter Mensch ist nicht deswegen allein gleichzeitig ein guter Christ. Beides gehört zum wesenhaften Christentum: Nächstenliebe und gute Werke, aber vor allem das sakramentale Leben, das Leben mit der Kirche und in der Kirche.

Ohne Kirche, ohne Sakramente und Priester gibt es kein wahres Christentum. „Ich bin ein besserer Christ", wagt dies noch jemand zu sagen?



Die Tochter des Landschelms

Eine Erzählung vom Reimmichl

Fortsetzung

„Das nützt nichts, er hat ein Herz wie Stein — das heißt, für dich hat er ein weiches Herz —, aber er will dich um jeden Preis zum Weibe haben. Wenn du ihm einen Korb gibst, dann wird er ganz rasend und er macht uns noch schwärzer als wir sind. Er macht uns zum Auswurf der Menschheit!“

„Mein Gott, ist das schrecklich!“ keuchte Agnes, rang die Hände und knirschte mit den Zähnen.

„Aber einen Aufschub, eine Bedenkzeit muß er mir doch geben“, rief sie nach einer Weile. „Mit der Zeit wird vieles anders.“

„Er gibt keinen Aufschub, in spätestens vier Wochen will er die Hochzeit haben . . . Später kann er die Anzeige nicht mehr machen, sagt er, weil er sonst selbst verdächtig würde. — Du mußt dich schnell entscheiden, sonst bringt er uns in furchtbare Schand, und überall heißt man uns die Räuberfamilie.“

„Ich werd unglücklich, mein Leben lang unglücklich!“

„Das ist nicht wahr. Der Sigreit will dich glücklich machen.“

Sie klapperte mit den Zähnen und fröstelte.

„Unsere Liebe Frau, ich will das Unglück gern tragen“, rief sie, „mein Leben lang wollt ich gern unglücklich sein, wenn ich nur nicht ihn, den Talmar, unglücklich machen müßte. Ich geb die Hochzeit mit dem Talmar auf, aber den Sigreit heirat ich nicht . . . Es wär' eine Schand für den Talmar, wenn ich den Spitzbuben statt seiner nähme.

„Das hilft dir nichts. Wenn du den Sigreit abweisest, dann macht er die Anzeige und wir sind die Räuberfamilie. Es ist auch ein Schand für den Talmar, wenn die Leute sagen, er habe einmal eine Braut gehabt, die die Tochter . . .“

„Sei still, Vater, sei still!“ schrie das Mädchen wie außer sich, dann schlug es seine Hände um das Kreuzbild und jammerte herzzerreißend:

„Erlös uns von dem Übel, erlös uns von dem Übel, erlös uns von dem Übel!“

„Agnes, Agnes“, drängte der Reimann wieder, „du kannst uns alle von der Schand erretten, dich und mich und den Talmar.“

„Nein, nein, der Talmar darf nicht wegen uns in Schande kommen! Lieber tu ich alles. Für seine Ehre tu ich alles.“

„Du nimmst also den Sigreit?“

Das Mädchn umfaßte das Kreuzbild noch stärker und zitterte so heftig, daß der Kreuzbalken zu wanken begann. Dann wandte es sich mit leichenblassem Antlitz zum Vater und keuchte hart:

„Ja ich tu's.“

„Gott sei Lob und Dank!“ jubelte der Alte; du bist ein gutes Kind, Agnes, und Unser Herr wird dir's einmal vergelten.“

Das Mädchen kauerte lange Zeit, in sich zusammengesunken, am Fuße des Kreuzstammes. Plötzlich hob es den Kopf und sagte mit trockener, heiserer Stimme:

„Nur unter einer Bedingung tu ich deinen Willen. Du mußt das gerau . . ., das fremde Geld zurückgeben!“

„Zurückgeben!“ stammelte er, „das geht nicht, ich tät mich ja selbst aufbringen.“

„Es gibt Wege genug, ein unrechtes Gut zurückzustellen, ohne daß man aufkommt.“

„Agnes, es ist, ich, ich — ich habe das Geld nicht mehr.“

„Wo ist's denn hingekommen?"

„Ich hab's verbraucht und sonst .... halt sonst ausgegeben."

„Soviel Geld? Vater, das ist nicht möglich und ich glaub's nicht."

„Später, später einmal, wenn's leicht geht, stell ich das Geld zurück."

„Nein, Vater, jetzt muß es sein, bevor ich ... bevor ich heirat! Ich bleib dabei."

„Warum bist du denn so starrsinnig?"

„Das könntest du wohl einsehen. Ich bring dir alles zum Opfer, aber mein Gewissen nicht. Wenn ich ruhig zulasse, daß du das Geld behaltest, dann mach ich mich der Schlechtigkeit teilhaftig."

„Teilhaftig — teilhaftig! — Du hast ja keinen Nutzen vom Geld."

„Aber ich helf auch nicht dazu, daß du einen Nutzen hast. Meine Ehre, mein gutes Gewissen ist mir nicht feil — — um nichts in der Welt."

„Mein Gott, bist du ein g'spassiges Kind!"

„Und es ist schrecklich, Vater, daß du gar keine Ehre, kein Gewissen mehr hast. Für so schlecht hätt ich dich nie angeschaut. Nicht einmal bereuen tust du deine Sünd und willst das Sündgeld nicht auslassen. Oooh."

„Wohl, wohl, ich tät's gern zurückgeben, das Geld, aber ich hab's wirklich nimmer, du magst's glauben oder nicht."

Das Mädchen versank in ein düsteres Grübeln. Nach einer Weile schien ihm ein heller Gedanke zu kommen.

„Vater", sagte es, „wenn du das Geld nicht zurückgibst, geb ich's zurück. Der Sigreit muß mir die zweitausend Gulden leihen und ich trete ihm dafür meine Hypothek auf unserem Gute ab."

„Das tut der Sigreit nicht; du brauchst's gar nicht zu versuchen", wehrte der Reimann.

„Dann wird aus der .... der Heirat nichts, und ich geh fort, mag meinetwegen herauskommen, was will."

„Agnes — Agnes", stotterte er, „tausend Gulden hätt ich schon noch von dem Gelde."

„Dann muß der Sigreit die andern tausend Gulden auf meine Hypotek hergeben", bestand sie.

„Er tut's nicht, er tut's nicht ... Agnes, wenn ich ganz aufrichtig sein will, so hätt ich noch mehr Geld. Es sind genau neunzehnhundert Gulden ... Hundert Gulden hab ich dem Sigreit geben müssen, damals in der Nacht, damit er reinen Mund hält."

„Die hundert Gulden müssen auch her!"

„Den Hunderter laßt er nicht aus, weil die Banknote leicht zu erkennen ist. Er will einen Beweis in den Händen haben, wenn es zur Anzeige kommt. Es ist alles umsonst, den Hunderter krieg ich nimmer."

Wiederum dachte das Mädchen nach, dann erklärte es:

„Hundert Gulden hab ich selber noch in der Brieftasche, die tu ich zu den neunzehnhundert Gulden dazu. Aber du mußt mir das Geld bringen, sobald als möglich. — Ich will es selbst dem Lenzenbauer zurückstellen."

„Ja, ja, wenn's schon sein muß."

„Es muß sein, ich tu's nicht anders."

„Aber sei vorsichtig, Agnes, daß wir nicht aufkommen ... Der Sigreit wird freilich schimpfen, wenn er's hört. Doch wenn's einmal geschehen ist, ist's geschehen und er kann's nicht mehr anders machen .... Weißt, er hat verlangt, daß ich das Geld für dich in die Sparkasse tu."

„So, so, das hat er verlangt!" fuhr das Mädchen heftig auf. „Er ist noch der größere Spitzbub ... er ist der größte Spitzbub und ich sollt ihn eigentlich anzeigen und seine ganze Lumperei aufdecken."

„Um Gottswillen nicht, Agnes! Du bringst nur uns hinein und es ist alles umsonst. Den Sigreit kennst du zu wenig. Der hat mehr Schlauheit im Leib als ein Fuchs und er leugnet im Notfall alles weg."

„Und diesen Spitzbuben, diesen Schuft soll ich heiraten! Nein, nein, nein!"

„Agnes sei gescheit, es nützt nichts. Du mußt uns von der Schand erretten — mich und dich und den Bauer — den Talmar. Du hast mir's ja versprochen, du darfst nicht mehr umsatteln."

„Nein, ich halte mein Versprechen; aber du mußt mir das Geld einhändigen, damit ich es zurückstellen kann."

„Gewiß, gewiß. Morgen sollst du es kriegen; dann hab ich meine Ruh'."

Sie setzte sich unter dem Kreuze nieder, hielt beide Hände vor's Gesicht und sprach kein Wort mehr. Nach langer Zeit fragte er weich:

„Agnes, du bist zornig auf mich, gelt?"

„Geh, Vater, geh, laß mich", bat sie gequält.

„Kind, ich versprech dir, daß ich nichts Schlechtes mehr tu. Ich will brav sein und ordentlich, gewiß, ganz gewiß."

Mit diesen Worten ging er langsam dem Hause

zu. Das Mädchen drückte die Hände noch fester gegen das Gesicht, und zwischen den Fingern heraus quollen die lichten Tropfen. Plötzlich hörte es von fernher die Stimme des Zyper. Da sprang sie auf, eilte wie ein gescheuchtes Reh nach Hause und verschloß sich in die Kammer. Den ganzen Tag starrte Agnes wie geistesabwesend zum Fenster hinaus, manchmal zitterten ihre Lippen, und ein furchtbarer Schmerzensausbruch schien zu kommen, aber sie drückte ihn mit aller Kraft zurück und stöhnte nur: „O mein Gott, o mein Gott!“

Als Agnes beim Essen nicht erschien, kamen nacheinander der Vater, die Ploni und der Zyper herauf, rüttelten an der Kammertür und hießen das Mädchen hinuntergehen. Agnes gab nur kurze Antworten, sagte, sie wäre unwohl und man möge sie in Ruhe lassen. Tatsächlich ging ein Fieberschauer durch ihren Körper. Der Gedanke, den verhaßten, niederträchtigen Sigreit heiraten zu müssen, entsetzte sie immer mehr und verursachte ihr einen fast körperlichen Schmerz. Gab es denn gar keinen Ausweg? Nein. Schon wegen des Talmar durfte sie nicht mehr anders. Zwar hatte sie noch nicht offen als seine Braut gegolten; aber der Gallus und die andern Dienstboten wußten, daß sie ihm lieb gewesen war und redeten schon von der Heirat. Auch die Leute in Niklasen sprachen davon; selbst der Zyper hatte es gehört. Wie würde er in die Mäuler kommen, wenn sie auf einmal als die Tochter eines Straßenräubers dastand! Das durfte nicht sein, um alles in der Welt nicht. Und abgesehen von alledem, sie mußte den Vater vom größten Elend retten. Das war ihre heilige Kindespflicht.

Spät am Nachmittag wurde sie etwas ruhiger und begann einen Brief an den Talmar zu schreiben. Als sie vier Seiten voll geschrieben hatte und das Geschriebene überlas, wurde ihr auf einmal klar, daß sie diesen Brief nicht fortschicken konnte. Ihre ganze tiefe, sterbenswehe Liebe hatte sie in den Brief hineingelegt, er war so voll Innigkeit und zärtlicher Hingabe, daß er den Talmar förmlich herbeiziehen mußte, statt ihn fernzuhalten. Weinend schob sie den Brief zur Seite, nahm einen anderen Bogen und schrieb Folgendes:

„Lieber Albert! Heute hab ich eine große, große Bitte, so daß ich mich fast nicht getrau, sie auszusprechen. Aber es muß sein, so schwer es mich auch ankommt. Sei so gut, gib mir mein Wort zurück. Wir können niemals einander angehören, weil ein großes Hindernis im Wege steht, das nicht fortzubringen ist. Du hast keine Schuld daran, sondern ich allein; aber Schlechtes getan habe ich nichts, so gewiß nicht, wie ich einmal in den Himmel kommen will, und Du brauchst Dir meinetwegen keine schämigen Gedanken zu machen. Meine Ehre und mein Gewissen sind rein. Frage mich nicht um das Hindernis und komme ja nicht her nach Planeigen, ich bitte Dich um Gotteswillen, komm nicht und frag nicht. Es wäre alles umsonst, Du tätest nichts erfahren und mich nicht treffen. Vergiß mich, es ist das Beste. Ich werde immer an dich denken und beten, daß Du recht glücklich wirst. Nach Niklasen komme ich nimmer. Sei so gut, laß mir die geschenkten Sachen. Sobald ich einmal mehr Geld in den Händen habe, werd ich dir alles vergüten. Und jetzt hab ich noch eine Bitte. Verzeih mir, daß ich Dir so wehe tu, ich kann nicht dafür, ganz gewiß nicht. Mit einem letzten, herzinnigen Gruß verbleibe ich Deine ergebenste Agnes Stainer.“

Diesen Brief steckte sie in ein Kuvert und schrieb die Adresse des Talmar darauf, dabei rannen ihr wieder die hellen Tränen über die Wangen. In der Nacht schlief sie keine Minute. Den nächsten Vormittag ging sie auch nicht aus der Kammer und ließ nur den Vater, der nicht zu drängen aufhörte, zu sich hinein. Er brachte in einem schmutzigen Papier das dem Lenzl genommene Geld. Als er die weinbefleckten Banknoten auf den Tisch zählte, schauerte Agnes zusammen. Doch alsbald faßte sie dieselben in ein Tüchlein und schlang die vier Enden zu einem festen Knopf. Darauf erklärte sie dem Vater, daß sie heute noch in die Stadt hinaus gehe und vor dem Montag nicht heimkehre.

„Aber Agnes, paß auf mit dem Geld, daß nichts an den Tag kommt“, mahnte er ängstlich.

„Da bist du sicher“, erwiderte sie trocken, „mir liegt ebensoviel daran wie dir. Aber laß mich, ich muß ein anderes Gewand anziehen.“

Da er sie mit einem traurig bittenden Blick ansah, sagte sie etwas milder:

„Jetzt ist's schon, wie's ist, und ich bin nicht zornig. Man muß es halt in Gottsnamen erdulden.“

„Bist ein braves Mädl, Agnes; wirst sehen, es ist lang nicht so schlimm, wie's herschaut“, rief er erleichtert und ging.

Eine Viertelstunde später kam Agnes im Sonntagsgewand hinunter in die Küche, ertrug ruhig das Geknurre der Ploni, aß etwas weniges, ver-

ließ dann rasch das Haus und wanderte auf dem Feldsteig talauswärts. Das geraubte Geld und den Brief an Talmar hatte sie in einem Päckchen am Arm. Plötzlich, wie aus dem Boden gewachsen, war der Zyper da und trampelte im gleichen Schritt neben ihr dahin.

„Agnesl, du gehst fort? Ohne Abschied?" keuchte er.

„Ich komm übermorgen wieder und bleib für immer da", erwiderte sie.

„Was ist denn mit dir? Du schaust miserabel aus. Gelt, der Vater will dir den Talmar nicht lassen?"

„Es ist etwas dazwischen gekommen, und die Sach hat ein End."

„Darf man nicht etwas Genaueres von der Sach erfahren? Weißt, der Zyper hat schon öfter einem Menchen geholfen."

„Ich brauch keine Hilf, und von der Sach erfahrt niemand etwas. Es ist ganz meine Sach. Laß mich jetzt."

„Oho, Basl, so kurz angebunden? Darf ich dich nicht ein bißl begleiten."

„Nein, ich muß in die Stadt und hab Eile."

„So schnell wie du lauf ich immer noch."

„Nein, ich brauch keine Begleitung und mag keine. Laß mich in Ruh, geh heim", sagte das Mädchen heftig und eilte davon.

Verdutzt schaute ihr der Bucklige nach, dann murmelte er grinsend: „Schöne Basl, dir muß etwas ganz Abscheuliches über die Leber gekrochen sein. So hab ich dich noch nie gesehen. Darfst aber nicht glauben, daß du gescheiter bist als der Zyper und ihn blind schlagen kannst. Nein, der Zyper löst jeden Knopf auf, wenn er einen Trumm Faden in die Hand bekommt — und ein Trumm hat er schon."

Er torkelte langsam heimzu. Den ganzen Samstag und Sonntag lauerte er im Hause und in dessen Umgebung herum, aber seine Miene wurde immer verdrossener. Diesmal schien seine Spionierkunst ihn gänzlich im Stich zu lassen.

Am Montag abends kehrte Agnes von der Stadt zurück. Sie war noch keine Viertelstunde daheim, als der Vater mit dem Sigreit zur Türe hereinkam. Die beiden Männer mußten fast Gewalt anwenden, um das Mädchen in die Stube hineinzubringen.

„Macht eure Sache jetzt aus, daß es eine Ordnung hat", mahnte der Reimann, „ich will unterdessen hinausgehen und Wache halten. Es schleichen immer Füchse um das Haus herum, und die Wände haben Ohren."

Als der Vater draußen war, trat der Sigreit näher zum Mädchen heran und sagte schmeichelnd: „Nachbardirnl, du bist aber schön geworden! Jetzt freut's mich doppelt, daß du meine Werbung annimmst."

„Ich tu's nicht freiwillig, sondern gezwungen", entgegnete Agnes schroff und wich mehrere Schritte zurück.

„Gezwungen?" tat er scheinbar überrascht. „Ich zwing dich nicht. Wenn dich jemand zwingt, ist's dein Vater."

„Du willst ja den Vater anzeigen wegen dem Geld."

„Ich weiß von keinem Geld und keiner Anzeig."

„Wie? Was? Ist denn alles erlogen? Dann nehm' ich mein Versprechen zurück, dann bleib ich ledig."

„Sei gescheit. Wenn der Vater etwas sagt, dann ist's sicher wahr. Ein Vater lügt die Tochter nicht an. Andere Leut reden oft nicht gern von einer Sach."

„Du Schuft, jetzt kenn ich mich aus — du willst dir immer ein Hintertürl offen lassen!"

„Geh, tu nicht wie eine wilde Katz! Du mußt deinen Zuküftigen doch ein bißl lieb haben."

„Einen Ekel hab ich vor dir, einen Widerwillen. Dein Lebtag sollst du kein Zeichen von Lieb an mir sehen."

„Schöne Kätzchen haben scharfe Krallen, aber die fallen mit der Zeit aus. Mit der Zeit, wenn wir länger beisammen sind, kommt auch die Lieb."

„Niemals. Es wird dich noch einmal reuen, daß du mich zur Heirat gezwungen hast."

„Ich sag's noch einmal, daß ich dich nicht zwing."

„Dann läßt du mich frei und tust den Vater nicht mehr bedrängen."

„Dein Vater und ich haben eine eigene Sach, die uns da nichts angeht. Was ich mit dem Vater ausgemacht habe, bleibt stehen, davon lasse ich kein Wort abhandeln."

„Und ich muß den Handel bezahlen. Du bist ein niederträchtiger Mensch."

„Du, solche Schmeicheleien brauch ich mir nicht gefallen lassen. Ich rat dir, daß du deine Zunge besser am Zügel hältst."

„Die Wahrheit werd ich dir sagen, so lang ich leb."

„Auch recht ... Aber wir sind heute nicht zusammengekommen, um zu streiten, sondern um unsere Heirat auszumachen. Wann willst du denn die Hochzeit haben?“

„Ich will sie gar nicht haben. So lange ich kann, schieb ich sie hinaus.“

„Dann gehen wir morgen zum Pfarrer und machen es richtig.“

„Nein, so ist's nicht versprochen worden. Der Vater hat gesagt, daß ich vier Wochen Zeit hab.“

„Beinahe eine Woche ist schon vorbei und zweieinhalb Wochen sind wir im Brautstand; also wird nicht mehr viel fehlen.“

„Ich will die vier Wochen haben bis auf den letzten Tag. So wurde es ausgemacht und ich bleib dabei.“

Er bleckte seine Zähne wie ein geklemmter Fuchs, dann sagte er höhnisch: „Gut, damit du siehst, daß ich dir ganz deinen Willen lass' und gar keinen Zwang ausüb, verschieben wir's noch eine Woche und gehen morgen über acht Tage zum Pfarrer. Also merk dir, am nächsten Dienstag! Später in der Woche hab ich keine Zeit mehr. Auf nächsten Dienstag verlang ichs bestimmt.“

„Meinetwegen“, sprach sie tonlos.

Er wollte nach ihrer Hand greifen, sie zog aber beide Hände zurück und verschränkte sie hinter dem Rücken.

„Gibst du deinem Bräutigam nicht einmal die Hand zum Verspruch?“ fragte er zornig.

„Vor dem Altar geb ich dir die Hand und sonst nie“, erklärte Agnes fest.

„Auch recht, auch recht“, sagte er mit boshaftem Grinsen. „Wenn wir einmal beisammen sind und du mich ordentlich kennen lernst, wirst du schon feiner und freundlicher werden, das weiß ich bestimmt.“

Und er ging. Das Mädchen warf ihm noch einen Blick der tiefsten Verachtung zu. Dann eilte es in seine Kammer und verschloß sie abermals.

Etliche Tage später kam ein Brief vom Talmar. Agnes erbrach ihn mit zitternden Fingern. Es waren nur ein paar kurze Zeilen, die lauteten:

„Liebe Agnes! Mit Deinem Schreiben kenne ich mich nicht aus. Aber es ist gleich. Ich geb Dir Dein Wort zurück, weil Du es so haben willst. Die geschenkten Sachen behalte nur ruhig. Ich könnte sie nicht mehr ansehen und mag auch keine Vergütung dafür. Morgen sende ich mit Postanweisung die sechshundert Gulden, die Dir meine Mutter vermacht hat, nebst Zinsen und dem Dienstlohn. Deine Kleider und Sachen richtet die Base Theres ordentlich zusammen und schickt sie Dir in spätestens vierzehn Tagen. Nochmals vielen Dank für alles, was Du uns Gutes getan hast, und lebe wohl. Es grüßt Dich ergebenst Albert Mar im Tal.“

Agnes hatte einen vorwurfsvollen, liebegekränkten Brief erwartet, aber dieser Brief war kälter als Eis. Nicht ein einziges herzliches Wort stand drinnen. Jetzt merkte sie erst, daß mit dem Talmar alles aus und ihr Glück endgültig verloren war. Ein furchtbares Weh stieg in ihr auf und schüttelte ihren Körper mit einem krampfhaften Weinen. Später tat sie sich Gewalt an und unterdrückte die Tränen. Nein, sie durfte mit dem Weinen sich nicht auffällig machen und ihr Geheimnis nicht in Gefahr bringen. Stark wie ein Mann wollte sie das Opfer auf sich nehmen, das war ehrenhaft und groß. Und sie hielt den Vorsatz und weinte nicht mehr. Als am nächsten Tage mit der Post siebenhundert Gulden einlangten, packte sie dreihundertfünfzig Gulden wieder zusammen und schickte sie an den Talmar zurück. Soviel machten die Geschenke und das Geld, das ihr der Bauer in Innsbruck eingehändigt hatte, aus. Gleichzeitig schrieb sie in einem kurzen förmlichen Brieflein, daß sie unter den gegenwärtigen Umständen nichts Geschenktes behalten dürfe, sondern aus Pflicht und Ehre die geschenkten Sachen vergüten müsse. Und jetzt war der letzte Faden mit dem Talmarhause abgeschnitten. Agnes kam sich vor, als ob sie gestorben und begraben und von allen Menschen vergessen wäre. Immerfort hätte sie weinen mögen, und weinte doch keinen Tropfen.

Neuntes Kapitel

Der Wind schlägt um.

Die nächste Woche brachte Aufsehen erregende Dinge und verschaffte den Zungen im Dorfe Planeigen massenhaft Arbeit. Am Montag Vormittag erschien beim Lenzen ein Kapuziner aus der Stadt und übergab dem Lenzenmannl zweitausend Gulden mit dem Bedeuten, das wäre das Geld, das ihm vor einiger Zeit abhanden gekommen sei. Es waren neunzehn Hundertbanknoten, die sämtlich rote Weinflecken hatten, und zehn neue Zehnerbanknoten. Das Lenzenmannl stand eine Zeitlang so verblüft da, als ob es von einem Stern heruntergeschneuzt worden wäre, dann fragte es stürmisch, von wem der Pater das Geld erhalten habe. Das

wisse er nicht, entgegnete lächelnd der Kapuziner. Auf die weitere Frage, wie der Mensch aussähe, von dem das Geld zugestellt worden sei, erklärte der Pater wiederum, das wisse er nicht, denn er schaue die Leute zu wenig an. Nun wurde das Lenzl ungeduldig. Es müsse den Menschen unbedingt kennen, sagte es, um einen falschen Verdacht los zu werden, und einen Finderlohn verdiene der Mensch auch. Aber alles Drängen half nichts. Der Pater behielt immer die gleiche Ruhe und erklärte, das Geld sei wieder beim richtigen Eigentümer, weiter brauche es nichts. Auch er sei für die Reise und Mühewaltung schon entschädigt worden, und es wäre bloß eine Bestätigung nötig, daß er das Geld richtig abgeführt habe. Brummend bestätigte das Männlein den Empfang des Geldes und war ungehalten, daß der Pater gar keine Belohnung annahm. Der steckte die Schrift rasch in seine Kapuze und ging freundlich grüßend zur Türe hinaus.

Eine halbe Stunde später hatte das Lenzl schon einem Dutzend Nachbarn verkündet, daß das geraubte Geld von selbst zurückgekehrt sei, und die Kunde davon zündelte wie ein Lauffeuer durch's Dorf. Natürlich mußte des Lenzl Glück auch gefeiert werden. Am Abend saß das Männlein, das seit dem Verlust des Geldes das Wirtshaus gemieden hatte, mit etlichen zwanzig nassen Freunden beim Ochsenwirt. Die Weinflaschen läuteten wieder lustig zusammen, das Lenzl zerhämmerte mit seinem Siegelring den Tisch und tat geschwollener denn je.

„Hollunder und Hollerstauden!" sprudelte es, „ich hab eine Freud, daß ich grad in die Höhe gehen möcht wie ein Germkapfen im Schmalz. Aber nicht wegen dem Geld, sondern weil es noch ehrliche Leute gibt und weil man wieder sicher seiner Wege gehen kann. Wegen der lumpigen zweitausend Gulden kehr ich kein Hand um. Was liegt denn unsereinem an zwei Tausendern? Aber es gibt noch ehrliche Leute, es gibt noch ehrliche Spitzbuben, und das freut mich. Wenn ich den Menschen kennen tät, der dem Kapuziner das Geld eingehändigt hat, ich wollte ihm gleich zwei Hunderter als Belohnung auszahlen und tät ihm alles verzeihen."

„Du hast leicht groß reden", stichelte der Schmiden Naz, „weil du sicher weißt, daß sich der Kerl nicht melden darf."

„Was? Was? Was, du Suppenburger?" schnaubte das Lenzl.

„Wenn der Herr Spielhofer etwas sagt, hat's Fundament", rief der Schneider Schorsch.

„Ja, es hat Fundament", schrie das Lenzl, „und ich zahl dem Menschen — sei es, wer immer — sobald er sich bei mir einstellt, zweihundert — dreihundert—nein, grad extra fünfhundert Gulden. Ihr alle seid Zeugen. Die Ehrlichkeit soll belohnt werden, auch bei einem Spitzbuben."

„Wir alle sind Zeugen von der Red", krähte der Weber Sepp, „und wenn das Lenzl nicht zahlen kann, versteigern wir ihm einen Acker."

„Wer kann nicht zahlen? Wer versteigert? Wenn ich nicht zahl, will ich nimmer der Spielhofer heißen."

„Der Spielhofer zahlt immer. Der Spielhofer hat Geld wie Heu."

„Wein her! Wo ist denn die verdammte Lotterwirtschaft? Pum, pum pum."

Es ging wieder im alten Ton, und das Lenzl fand nicht nach Hause, bis es seine Söhne holen kamen.

Am nächsten Tag gab es in Planeigen ein neues Ereignis zum Staunen. Die Reimann Agnes ging mit dem Sigreit zum Pfarrer, um die Hochzeit zu bestellen und das Brautexamen zu machen; als Zeugen waren Agnesens Vater und der Schreghamer, ein Nachbar des Sigreit, dabei. Ein so merkwürdiges Brautpaar hatte man noch nie gesehen. Der Bräutigam war verbissen und hämisch, die Braut verschlossen und eiskalt.

Lange Zeit wurde der neue Pfarrer mit den beiden nicht klar. Er fragte etlichemal, ob es wirklich ihr freier und fester Wille sei, einander zu ehelichen. Und beide antworteten immer mit einem bestimmten Ja. So kam das Eheverlöbnis zustande. Nach dem Brautexamen sollte ein kleiner Schmaus beim Ochsenwirt stattfinden. Agnes aber trennte sich ohne Gruß von den Männern und lief nach Hause. Jetzt konnten auch die Männer nicht zum Wirt gehen. Die Klatschbasen erzählten überall im Dorfe herum vom spassigen Brautexamen und dem merkwürdigen Verhalten der Brautleute zueinander.

Fortsetzung folgt

Nehmt hin mit Weinen oder Lachen,
Was euch das Schicksal gönnt —
Kein König kann euch glücklich machen,
Wenn ihr es selbst nicht könnt.

v. Bodenstedt

FATIMA STUDENT BURSE

„Die religiöse Weltkarte zeigt, daß wir noch am Anfang unserer Missionsarbeit stehen und daß wir die Hände nicht müßig in den Schoß legen dürfen. Noch am Anfang, nachdem die Weltkundigen die Erde in allen Teilen erforscht, in alle Längen – und Breitengrade vorgedrungen, zu allen Höhen hinauf – und in alle Tiefen hinabstiegen sind. Und das Suchen nach der Menschenseele?

„Noch am Anfang, nachdem die Weltweisen die Erdkugel mit eisernen Schienen umgürtet, mit kupfernden Drahten umspannt, mit Dampf umhüllt und mit Flugzeugen umkreist haben. Und die Arbei an der Menschenseele?

„Noch am Anfang, nachdem die Mächtigen die Erde aufgeteilt, die Völker unterworfen, den Handel ausgebaut und das Land ertragfähig gemacht haben. Und der Gewinn von Menschenseelen?

„Um der Menschenseelen willen hat vor 2000 Jahren der Heiland Jesus Christus den Missionsbefehl gegeben. Können und dürfen wir da müßig zuwarten? Die religiöse Weltkarte will nicht auf dem Tisch betrachtet, sondern muß auf den Knien vor dem Kreuze erwogen werden." (Rob. Streit, O.M.J.)

Unsere Fatima Student Burse hilft armen Knaben, Missionspriester im Oblatenorden zu werden. Wer hilft?

Bisher eingenommen	1,139.25
Ein Freund, St. Georg, Sask.	1.00
Mrs. L. Becker, Bashaw, Alta.	1.00
Al Degenhardt, Osoyoos, B. C.	1.00
Ein Leser, Barthel, Sask.	20.00
Mrs. J. Gartner, Jr., Cosine, Sask.	2.00
Mrs. Peter Brost, Sr., Westlock, Alta.	1.00
Mrs. Maria Multarzynski, Beebe, Que.	1.00
Sub-Council, Knights of Columbus, Leipzig, Handel, Carmelheim, Landis	28.00
Ein Freund, Cuworth, Sask.	5.00
Anton Mack, Medicine Hat, Alta.	10.00
Ein Freund, Petersfield, Man.	2.00
Peter Eschulmeister, St. Paul, Alta.	3.00
Mrs. G. Thomas, Regina, Sask.	1.00
	1,215.25

Bitte, sendet euere Gaben an: The Marian Press Box 249, Battleford, Sask.